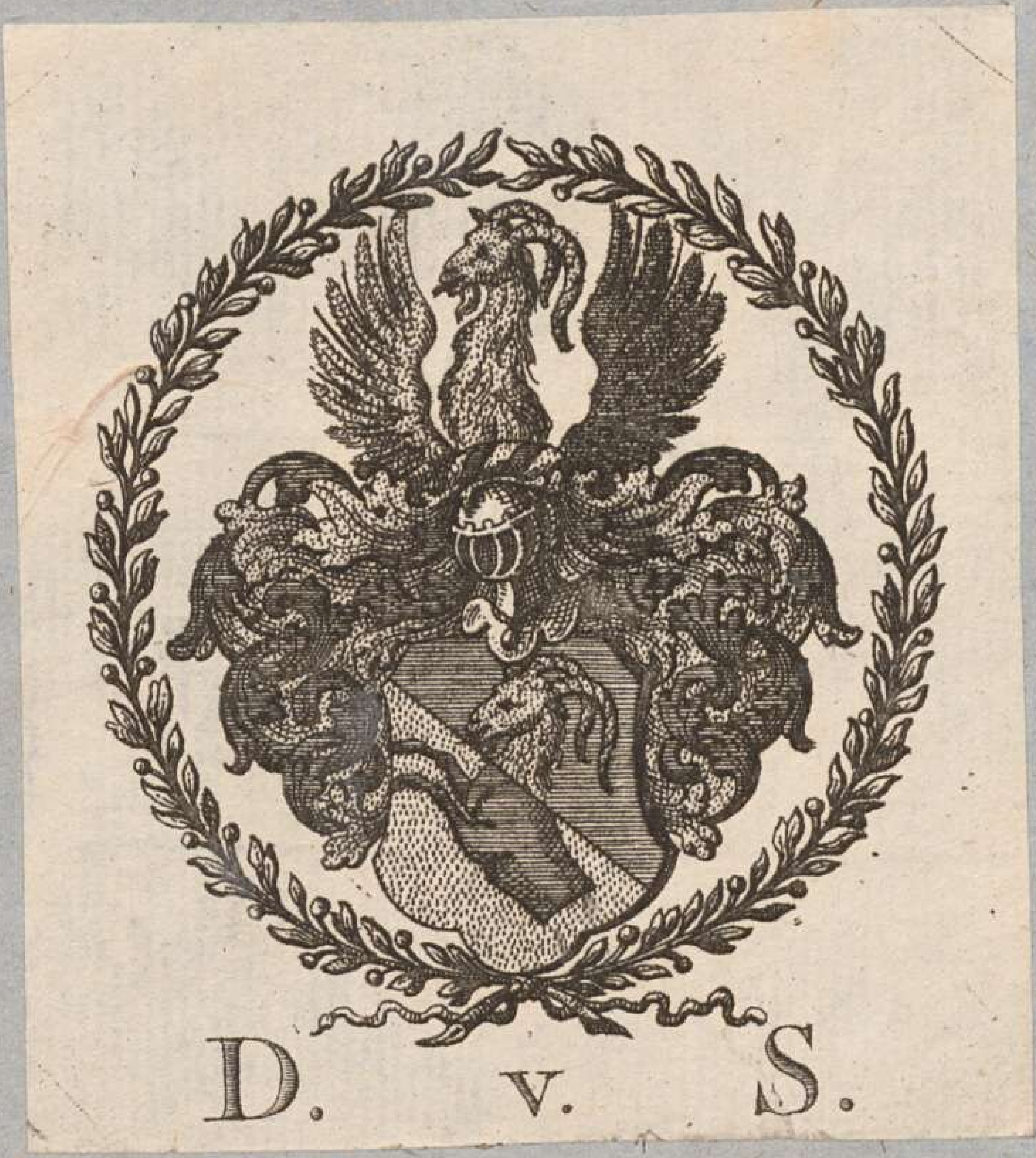
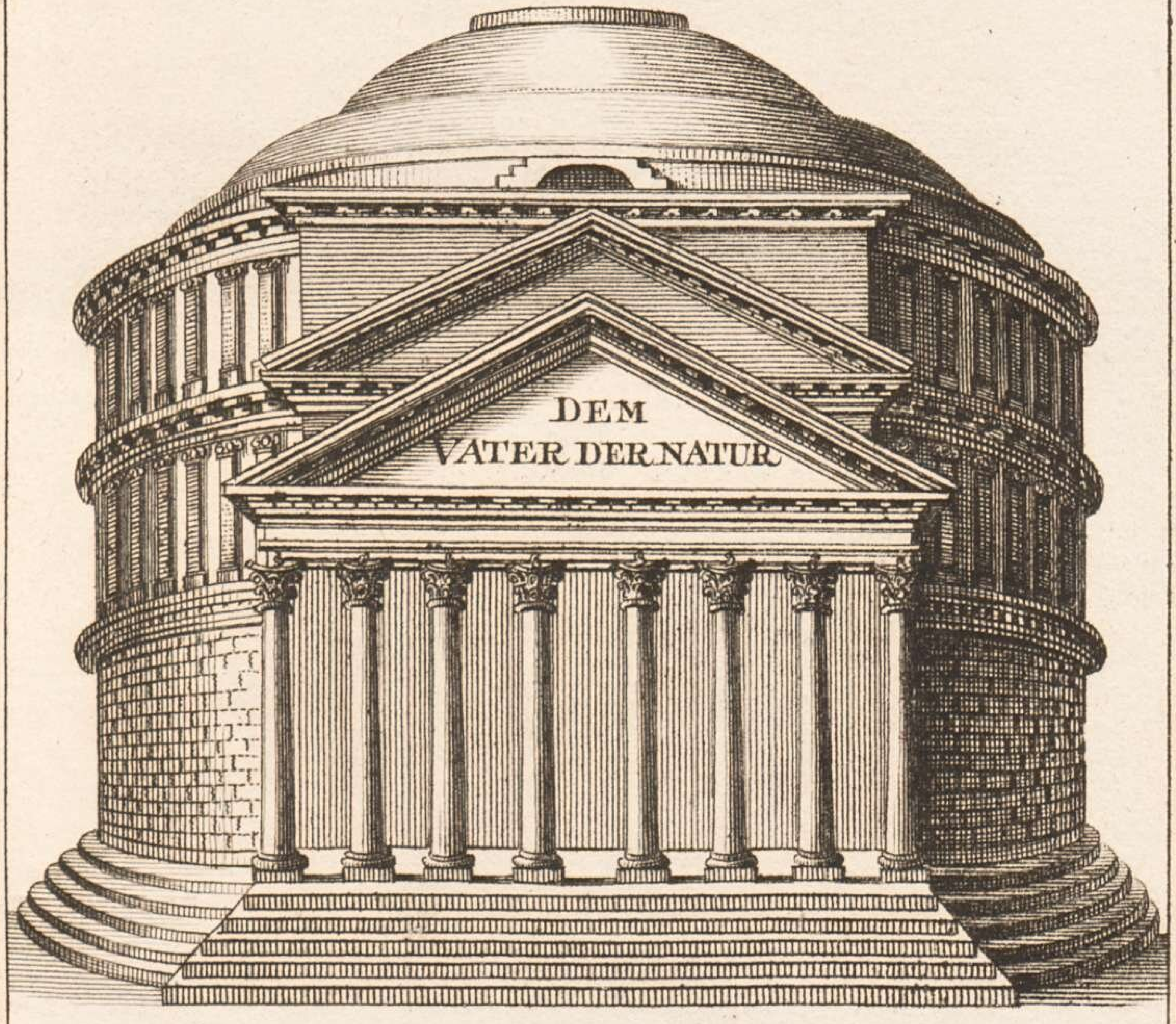
S
1814 -1



Dem
grossen Beförderer
Augsburgischer
Künste, Wissenschaften und
Industrie
Sr. Hochwohlgeb. Gnaden
Herrn
Paul von Stetten,
Stadtpfleger,
wiedmet
diese Versuche
mit der tiefsten Ehrfurcht
und
Verehrung
der
Verfasser

Diac. Wilhelm.

Unterhaltungen
aus der
Naturgeschichte.



Der Säugethiere erster Theil.

Augsburg,
In der Martin Engelbrechtischen Kunsthandlung.
1792.

An unsre verehrtesten Leser.

Das Publikum hat unsre wochentlichen Unterhaltungen aus der Naturgeschichte der Säugethiere bisher mit solcher Güte aufgenommen, und uns mit so viel Nachsicht und Schonung behandelt, daß wir öffentlich dafür danken müssen. Mit einem uns ermunternden Eifer drängten sich Personen aus allen Ständen, Geschlechtern und Gegenden hinzu, und nahmen an dieser Sache Antheil. Freilich wurde uns, bey einem so unerwarteten Zuwachs unsrer Abnehmer, für die wochentliche Spedition, für die Reinheit der Abdrücke, für die Entdeckung der hiezu tauglichen Maler und für den ununterbrochnen Gang der Korrespondenz nicht wenig bange. Jeder, der den Umfang eines solchen Geschäftes kennt, wird dieses leicht einsehen. Und doch blieben wir nie zurück, durften die wochentliche Ausgabe und Versendung nie aufschieben, und befriedigten immer unsre Herren Subscribenten. Allein — wie haben wir sie befriedigt — wie ist uns die Ausführung gelungen? — Wir bescheiden uns gerne, daß wir hierüber keine Stimme haben. Doch wird es uns erlaubt seyn, mit aller Achtung vor unsern Lesern, ei-

niges zu erinnern. Wir läugnen gar nicht, daß hie und da etwas besser seyn könnte, daß hier ein Thier zu helle, dort eines zu dunkel, und an jenem die Mischung der Farben unrichtig sey. Wir fühlen, wie viel es gewagt heiße, wochentlich ein solches Buch auszugeben, in dem jeder Fehler Schritt vor Schritt untersucht werden kann, und dem weder ein günstiger Eindruck des Ganzen, und das Tröstliche ubi plura nitent &c., noch die gefälligere Gestalt, die des Buchbinders Hammer und Presse geben kann, bey der Blattweisen Ausgabe, zu statten kommt. Auch sehen wir ganz wohl ein, daß die, welche mit wochentlichen 4 Kreuzern einen Büffon oder Schreber zu erlangen glaubten, sich in ihren Hoffnungen gar sehr getäuscht finden mußten. Allein, ist es denn unsre Schuld, wenn sie mehr erwarteten, als wir nach unserm Plane, und dem einmal festgesetzten Preise, zu leisten vermochten? ists unsre Schuld, wenn unsre Maler die vortrefflichsten Originale, die wir ihnen gaben, verließen, und ihrer Phantasie folgten? Und war es möglich, die widersprechenden Wünsche Vieler zu vereinigen, da wir dem Einen weitläuftiger, dem Andern kürzer gehen sollten?

Unsere Absicht war, wie wir in der Ankündigung dieses Wochenblattes bekannt machten, weder eine

voll-

vollständige Naturgeschichte der Säugethiere, noch ein Bilderbuch zu liefern. Zu jener fühlen wir unsere Kräfte zu schwach und das Feld für unsern Plan zu ungeheuer, und dieses käme nach dem vortrefflichen Bertuchischen zu spät. Wir wollten nur den Freunden einer vernünftigen Unterhaltung (und wir müßen dankbar rühmen, daß wir ihrer **Viele** fanden) und vorzüglich der Jugend, ein Wochenblatt mit Kupfern in die Hand geben, das einigermaßen dem Mangel kostbarer Werke abhülfe, und ihnen das Nützlichste und Lehrreichste aus denselben bekannt machte; wir wollten den Geschmack, durch unsre schwachen Versuche, allmälich zu einer edlern Lektüre und zu der Beschäftigung mit der Natur, die für Geist und Herz so treffliche Nahrung enthält, hinleiten; wir wollten, durch diese Blicke in das unermeßliche Reich der Natur, hie und da einen reizen, sich nach größern und bessern Werken dieser Art umzusehen, und sie, statt so mancher Zeit- und Geisttödtender Bücher, in die Hand zu nehmen; wir wollten endlich auch dem Nichtbegüterten die Anschaffung erleichtern, und der durch den weisen Schulunterricht erregten Begierde nach Naturwissenschaften, auf eine den Eltern unbeschwerliche Art, Nahrung geben. Offenbar wäre die Sprache und Ordnung des Systems

hiezu unschicklich gewesen. Nicht zu gedenken, wie sehr die wochentliche Ausgabe erschwert worden wåre, wenn wir uns nicht der Freyheit bedient håtten, wichtige mit unwichtigern Thieren, ohne Rücksicht auf ein System, so abwechseln zu lassen, daß wir den Platz, den uns die Letztern ließen, für die Erstern gewånnen. Besser schien es uns, nur hie und da das System, dem wir folgten, durchschimmern zu lassen, und erst am Ende des Werkchens das Zerstreute in einer systematischen Uebersicht zu sammeln. Wir wåhlten hiezu das Blumenbachische System, das unlåugbar am faßlichsten ist, und die Unbequemlichkeiten anderer Systeme glücklich vermeidet. Mit dem Schlusse des zweyten Theiles soll dann auch ein Register, das von jedem Thiere seine **Ordnung**, die Zahl des Kupferblattes und die Seite des Textes angibt, ausgegeben werden. Unmöglich war es uns, diese Unterhaltungen pünktlich auf ein Jahr einzuschrånken. Indessen hoffen wir die Geduld unsrer Abnehmer nicht zu mißbrauchen, wenn wir jeden der zwey Theile auf ungefåhr 30 Lieferungen einschrånken. Ist der zweyte geendiget, so hört die Subscriptions-Verbindlichkeit auf, und dann können wir uns erst über die gütigen Anfragen nåher erklåren, ob wir nicht auch die Fische,

Amphibien, Vögel ꝛc. auf eine ähnliche Weise bearbeiten werden.

Unser Wunsch war kein anderer, als etwas Angenehmes und Nützliches zu liefern. Wir machen auf keinen Ruhm, auf kein Verdienst bey diesen Versuchen Anspruch, als in dem Kreise, den wir uns wählten, und der sich, wider unsere Vermuthung, so sehr erweitert hat, nützlich gewesen zu seyn.

Augsburg,
1792. den 2. Aug.

Martin Engelbrechtische
Kunsthandlung.

Einleitung.

Von dem Thierreiche überhaupt und den Säugethieren insbesondere.

Es muß jedem vernünftigen Menschen sehr viel daran liegen, jenes unübersehbare Reich der Thiere, das ihm der Schöpfer unterworfen hat, näher zu kennen, und sich von dem, was sie miteinander gemein haben, und was sie unterscheidet, was für Vortheile und was für Nachtheile sie ihm bringen, aus den Schriften scharfsinniger Beobachter, belehren zu lassen. Denn welchen großen Antheil an dem Glück und Wohlstande des Menschen haben nicht die Thiere! Wie viele tausend Bedürfniße müßte er nicht ohne sie unbefriedigt lassen! Wie viele Bequemlichkeiten verdankt er ihnen nicht! In wie manchen Rücksichten sind sie nicht seine Wohlthäter, Freunde, sogar Lehrer! Ja, wie wohlthuend, aber auch wie furchtbar, kann ihm ein Thier nicht werden! Nur einige flüchtige Blicke auf die Wichtigkeit des Reiches, von dem ein Theil in diesen Unterhaltungen näher beschrieben ist, werden uns überzeugen, wie sehr dieses Studium verdiene, immer mehr bearbeitet und verbreitet zu werden. Denn was wäre der Mensch ohne seine Hausthiere! Tragen nicht sie zur

Blüthe und innern Stärke der Staaten, wie zum Glück der Familien, ungemein viel bey? Ist nicht das Wohl eines ehrwürdigen Theiles der Menschheit, des Landmannes, mit dem Wohlstande seiner Heerden innigst verbunden? Würden nicht ohne sie ungeheure Theile der Erde menschenleere Wüsteneyen seyn? Und haben nicht, fast bey allem, was wir thun und genießen, die Thiere, bald mehr, bald weniger Ansprüche auf unsern Dank? Holland und die Schweiz ziehen Tonnen aus der Milch ihrer Kühe. Fast alle Nationen macht sich Rußland für seine Pelzwaaren zinsbar. England und Spanien verdanken ihren Pferden und Schafen die unbeschreiblichsten Vortheile. In seinem Pferde und Kameele hat der Araber und Tartar was er sich nur wünschen kann, seinen Freund, Hausgenossen und Wohlthäter. Alles, was er bey der glücklichen Unkunde so vieler Bedürfnisse bedarf, findet der Lappe in seinem guten Rennthiere, der Aleute in seinem Wallfische. Fürchterlicher als Mißwachs wäre der Menschheit eine allgemeine Hornviehseuche, und das gänzliche Ausbleiben des Seehundes würde Tausend arme Insulaner zu den elendesten Geschöpfen machen. Und scheint sich nicht wirklich fast das ganze Thierreich zu beeifern, dem Menschen nützlich zu seyn, sich ihm auf-

zuopfern? Für uns Menschen wendet der Hund seine List, Stärke und Geschwindigkeit auf; für uns stürzt sich das edle Pferd in Gefahr und Tod; zu unserm Vortheil führt das Thierreich unter sich einen ewigen Krieg; in unsre Netze jagt der Delphin und der Schwertfisch die Fische, die ihr Aufenthalt unsrer Gewalt entzogen zu haben schien; für uns steigt der Falke in die Lüfte und hohlt uns Beute, und das Frettchen in unterirdische Labyrinthe. Wie unendlich viel mag nicht der Mensch in seinem Kinderalter, von den durch Natur und Kunsttriebe schon reifen Thieren gelernt haben. Er sah die Thiere Bäume fällen, Korbähnliche Nester flechten, rudern, Dämme bauen u. d. m. und lernte von ihnen; Fische machten ihn so kühn, sich auf das Wasser zu wagen, und ihr Bau führte ihn auf das Meisterstück des menschlichen Verstandes, den Schiffbau. Kein Thier ist so klein, und keines so groß, daß wir nicht auf irgend eine Weise zu benützen verstünden, daß es nicht für uns arbeitete. Was uns ganz unnütz geblieben wäre, der Staub und der Saft der Pflanzen, das sammelt die fleißige Biene, um bald Altäre und Zimmer zu erleuchten, bald mit Honig uns zu beschenken. Die kleine Kochenille färbt die Zeuge mit kostbarem Roth; das Gallinsekt verschafft uns Dinte, und wenn der

lieb-

liebliche Gesang der Vögel unsre Gärten verschönert, so verdanken wirs den Insekten, die sie hingelockt haben. — Freylich sind nicht alle Thiere, wenigstens dem ersten Anblick nach, wohlthätig. Auch furchtbar und verheerend können sie werden, und nicht selten glaubte der Mensch in ihnen eine Zuchtruthe der Vorsehung zu entdecken, da sie doch durch traurige Zulassungen schlummernde Fähigkeiten entwickelte, und Erfindungen bewirkte, die allen folgenden Generationen seegenvoll waren, indeß der Schaden nur einen kleinen Theil der Menschheit betroffen hatte. Wahr ist es: das Nilpferd verwüstet die schönsten Felder. Mit Blutbegier fällt der Tieger und die Hyäne Menschen und Thiere an: diebisch füllt der Hamster seine Vorrathskammer, schleicht der Fuchs unserm Federvieh nach, entwendet der Sperling unsre Kirschen. Ein kleiner gepanzerter Wurm erfüllte ganz Holland mit Furcht und Entsetzen, da sein die Ufer und Deiche benagender Zahn den Staat, fürchterlicher als spanische Heere, mit einer gänzlichen Auflösung bedrohte. Die schönsten Schränke zernagt der Holzwurm; an den ehrwürdigsten Bücherschätzen und den kostbarsten Kleidern vergreift sich die Made; und die furchtbare Entdeckung hat sich erst neuerdings bestätiget, daß ein Insekt, welches von einem an

einer Seuche gefallnen Thiere sich nährte, durch seinen Stich gesunden Menschen die Pest inokulirt hat. Diese Erfahrungen geben freilich zu dem lieblichen Gemälde von dem Nutzen der Thiere einigen Schatten. Wenn wir aber bedenken, wie sehr der Mensch durch seinen Verstand diese Uebel vermindern könne; wie die Raubthiere, über die wir klagen, auch viele unsrer Feinde ausrotten, und zur großen Haushaltung der Natur unentbehrlich seyen; und wie selbst jenes fürchterliche Insekt die Nothwendigkeit einer guten Landespolizey lehre: so erscheint der Schade nicht so groß, als wir ihn oft machen, und der Nutze, den sie stiften, behält immer ein großes Uebergewicht. Und gehen wir nicht gar zuweit, wenn wir die ganze Natur so sehr als unser ausschließliches Eigenthum ansehen, daß wir wegen jeder Kirsche und jedem Körnchen den Sperling und den Hamster als unverschämte Diebe verschreyen. Zwar gibt uns Fleis und Mühe ein Eigenthumsrecht an unsre Kornfelder und Kirschen; allein, wenn der Hamster tausend Mäuse und Würmer, und der Sperling Millionen Blattläuse und Insekten verzehren, und für ihre Mühe mitunter etwas Kirschen und Körner sich zueignen, verdienen sie nicht die kleine Besoldung für die großen Dienste, die sie uns leisten? Wir wollten hier nur Winke ge-

ben,

ben, die uns das Studium der Thiergeschichte interessant machen sollen.

Der unterscheidende Karakter des **Thierreichs** vom **Pflanzenreiche** liegt vorzüglich in dem Vermögen, sich willkürlich zu bewegen, und in der Art der Nahrung und des Wachsthumes des Erstern. So mannigfaltig auch die Thierarten sind, so haben doch alle eine verhältnißmäßige **Oeffnung**, den Mund, miteinander gemein, durch den sie ihre Nahrung zu sich nehmen. Hunger und Durst laden sie ein, diese peinigenden Gefühle, in den verschiednen Reichen der Natur, zu stillen: Gefühle, die bey den Einen stärker, bey Andern schwächer sind, bey Einigen, wie bey den Insekten und denen, die im Winter schlafen, in gewissen Perioden ihres Lebens, ganz schweigen, dann aber mit doppelter Heftigkeit erwachen. Durch die wundervollesten Anstalten und die Wirksamkeit mancher Werkzeuge, gehen, bey den vollkommnen Thieren, die Speisen in einen milchartigen **Nahrungssaft** über, der sich erst mit dem Blute vermischt, und von da in die übrigen Bestandtheile des Körpers abgesetzt wird. Das wahre **Blut** der Thiere ist immer roth, allein der Grad der Wärme desselben ist sehr verschieden, daher die Einen **kalt**- die

Andern

Andern **warmblütige** genannt werden. Bey jenen ist er immer dem Medium gleich, in dem sie sich befinden; bey diesen zeigt der Wärmegrad an 100 Gr. Fahrenheit. (*) Bey Insekten und Gewürmen aber vertritt ein weißer Saft die Stelle des Blutes. Außer diesem zeichnet die **willkürliche Bewegung** die Thiere von den Pflanzen aus. Sie wird durch **Muskeln**, die der **Wille**, vermittelst der **Nerven**, beherrscht und lenkt, hervorgebracht. Durch sie bewegen sie sich auf verschiedne Art von der Stelle; sie kriechen, gehen, hüpfen, springen, fliegen, schwimmen. Die kleinsten Thiere haben sie oft in weit beträchtlicherer Anzahl als die großen. Der Mensch hat ihrer kaum fünftehalbhundert, da die Weidenraupe mehr als viertausend hat. Nur hieraus läßt sich die ungeheure Stärke ganz kleiner Thiere und Insekten erklären. Ein Floh wird, an ein Kettchen ge-

---

(*) An diesem Thermometer, das von einem Danziger Künstler, Daniel Gabriel Fahrenheit, den Namen führt, ist der Raum vom Eispunkte bis zum Punkte des siedenden Wassers, in 212 Grade eingetheilt. Hieraus kann auch der, der ein Reaumürsches Thermometer besitzt, den angegebnen Wärmegrad des Blutes nach demselben beurtheilen.

gelegt, (*) eine Last ziehen, die achtzigmal so schwer als er selbst ist, und ein Hirschkäfer, nach Verhältniß seiner Größe, ungleich mehr leisten, als der stärkste Büffel. Aus dem Gehirn und dem Rückenmark entspringen die **Nerven**, und es ist höchst merkwürdig, daß bey Thieren von größerer Geisteskraft, das Gehirn groß und die Nerven dünn, bey Thieren von geringerer Geisteskraft aber, das Gehirn klein und die Nerven dick sind. Sie, die Nerven, sind es, die der Seele die Nachricht von den Eindrücken, die die Sinne empfangen haben, mittheilen. Es ist aber keine Folge, daß, wo die äußerlichen **Sinnenwerkzeuge** fehlen, auch der **Sinn** selbst mangle. Denn wir bemerken an Polypen und Schmeißfliegen den Sinn des Gesichtes und des Geruchs, ohne an jenen Augen, an diesen Nasen zu entdecken. Höchst wohlthätig hat die Natur den **Schlaf** verordnet, in dem die Muskeln und Nerven sich von ihrer Anstrengung erhohlen können. Die meisten grasfressenden Thiere, so wie auch der Ordnung liebende Mensch, schlafen bey Nacht; Raubthiere, Fische, Insekten hingegen,

(*) Die Kunst, Flöhe an goldne Kettchen zu legen, die dela Porte in seinem Voyageur François bey Augsburg so merkwürdig fand, ist in dieser Stadt auch jetzt noch nicht ausgestorben.

gen, widmen den Tag der Ruhe, die Nacht ihrer Nahrung. Nicht nach der Größe des Thieres und dem Maaß der Anstrengung richtet sich das Bedürfniß der Dauer des Schlafs. Mit wenigen Stunden ist das arbeitsamste Pferd zufrieden; viele fordert der Dachs. In 6 bis 7 Stunden sammelt der gesunde Mensch hinlängliche Kräfte zu einem neuen Tagewerke; und 18 Stunden kann der geschäftlose Hund unter dem Ofen schnarchen. Eine eigne weise Einrichtung des Urhebers der Natur ist der **Winterschlaf** mancher Thiere. Hamster, Murmelthiere, Ameisen u. a. bringen nämlich den Winter in einer todtenähnlichen Erstarrung zu, so daß sie zum theil ganz gefroren sind, und der beträchtliche Aufwand, den ihre Nahrung fordern würde, ganz erspart wird. Mit dem Eintritt des Winters beschließt die fleißige Biene ihre nützliche Geschäftigkeit. Starr und ohne Bewegung erwartet sie die Rückkehr der mildern Tage, um ihren Beruf wieder anzufangen. Die belebenden Strahlen der Frühlingssonne rufen eine halbe Welt ins Leben zurück. Alles ist nun Thätigkeit und Bewegung, und freudig kommt der Zugvogel wieder an die gewohnten Oerter, aus denen ihn der einbrechende, rauhe Winter gehen hieß. Wie väterlich hat nicht hiedurch der Schöpfer für Millionen seiner Geschöpfe in

der

der nahrungslosesten Jahrszeit gesorgt! Wie weise sie vor einem, ohne diese Anstalt, unvermeidlichen, Tode beschützt! Doch dieß ist noch nicht Alles; er verwahrlosete keines, wußte jedes zu sichern! Hier beschützte er die Einen mit Schilden, Schaalen, Schuppen u. d. dort Andere durch Hörner, Zähne und Klauen. Dem Einen gab er Stärke und Kraft, dem Andern Geschwindigkeit und List. Dieses wußte er durch seinen Bau, wie z. B. die Polypen, fast unzerstörbar zu machen; jenes rettet sein widerlicher Geruch oder sein Gift vor den Nachstellungen seiner Feinde. Ihm gefiel es, dem Klima und der Nahrung den wunderbarsten Einfluß zu verstatten. Jede Gegend hat ihre eigenen Arten, bringt die sonderbarsten Abänderungen hervor. Hier war die Natur verschwenderisch, dort karg; hier gibt sie dem Thiere vier Hörner, dort keine; hier Haare, dort Wolle; hier Gift, dort Heilkräfte: und der Schöpfer überließ es dem Scharfsinne und dem Unternehmungsgeist des Menschen, Thiere aus ihrem Vaterlande zu verpflanzen, nützliche Veränderungen in diesem Reiche vorzunehmen, und gleichsam neue Gattungen zu schaffen. Doch der Vater der Natur that noch mehr für die Erhaltung und das Fortkommen der Thiere. Er gab ihnen **Instinkte, Natur- und Kunsttriebe**, ver-

möge

möge deren sie einen innern Drang fühlen, gerade das, was zu ihrer und ihres Geschlechtes Erhaltung am dienlichsten ist, zu thun und zu wählen. Nicht Werk der Ueberlegung oder des Unterrichts älterer Thiere, nicht Erfahrung, sondern ein angeborner, vernunftloser, unwillkürlicher Drang ist es, daß wir die Thiere oft Anstalten für ihr Wohl treffen sehen, die der Mensch, mit allem seinem Scharfsinne, nicht besser wählen könnte. Die Biene errichtet einen gesellschaftlichen Staat, weil sie, ohne die vereinte Thätigkeit mehrerer, nichts Nützliches leisten könnte; der Hamster sammelt sich einen Vorrath, und der Zugvogel eilt in wärmere Gegenden, um nicht das Opfer einer rauhen Jahrszeit zu werden; der Hase sucht ein Lager zwischen Erdschollen von ähnlicher Farbe, damit sein Feind, der Jäger, ihn weniger bemerke; der Biber beobachtet sorgfältig, von welcher Seite der Wind komme, damit die Gewalt desselben ihm das Fällen eines Baums erleichtere; der Hamster zerbricht dem Vogel, den er erbeutet, erst, ehe er ihn zerreißt, die Flügel, und benimmt ihm so die Mittel zur Flucht; die Meise hackt ihrem Raub vor Allem die Augen aus; der Specht klopft mit dem Schnabel an die Baumäste, um die Würmer hervorzujagen; die Schmeißfliege legt ihre Eyer auf Aas, damit ihre

Jungen,

Jungen, gleich beym ersten Eintritt in die Welt, Nahrung finden; und andere Insekten vertrauen ihre Eyer der jungen Baumblüthe, damit das erwachende Junge, wenn seine Mutter nicht mehr ist, in seiner Wiege schon, um sein Futter nicht verlegen sey. Wer erstaunt nicht über diese Anstalten der Thiere, und ist geneigt auf Daseyn einer nach Absichten handelnden Vernunft zu schließen? Denn wie mancher Mensch handelt, bey all seiner Vernunft, oft weit zweckloser und thörichter? Und doch ist dieses alles nur maschinenmäßig, ist durchaus nicht das Werk einer vernünftigen Ueberlegung in den Seelen der Thiere. Ein innerer Drang befiehlt ihnen so zu handeln, ohne daß sie wissen, warum. Der Hamster zerbricht auch dem todten Vogel, der nicht mehr fliehen kann, die Flügel; die Meise hackt dem todten Insekt, so gut wie dem noch lebenden, die Augen aus; der Hase wählt sein Lager, selbst da, wo keine Gefahr für ihn ist, als ob sie wirklich wäre; die Schmeißfliege läßt sich durch den aashaften Geruch einiger Pflanzen verführen, ihre Eyer darauf zu legen, und bereitet so ihren Jungen ein frühes Grab; der im Zimmer hangende Vogel wird unruhig, wenn seine Brüder in wärmere Regionen eilen, obgleich kein Bedürfniß ihn im warmen Zimmer darnach sich sehnen heißt; und so gerne der Affe sich

wärmt, und zu dem Feuer, das Reisende verlassen, hineilt, so war doch noch keiner so klug, Holz, zur Unterhaltung desselben, hinzuzulegen. Würden wohl diese Thiere so handeln, wenn sie Vernunft hätten, wenn ihr Instinkt etwas höheres als vernunftloser Drang wäre? Eben daher ist auch alles, was Thiere vermögen, ewig einförmig. Von stufenweisem Emporsteigen zu größerer Vollkommenheit wissen sie nichts. Der Biber baut, die Schwalbe wölbt ihr Nest, gerade so wie ihre Voreltern vor 4000 Jahren. Da wird kein neuer Handgriff erfunden, keine Erfahrung benützt, keine Abkürzung der Arbeit ausgedacht. Der erste Versuch des jungen Thiers ist schon vollendetes Meisterstück, und die letzte Arbeit des erfahrnen Alten seiner Ersten gleich. Höchstweise gab übrigens der Schöpfer den Thieren diese wundervollen Fertigkeiten, da Er ihnen die Vernunft zu versagen für gut fand; versagte aber dem Menschen den Instinkt fast ganz, weil Er ihm etwas Edleres, die Vernunft, gab. Alles, was die Thiere sind, sind sie durch ihren Instinkt, so wie sie geboren werden: alles, was der Mensch ist, wird er erst durch Erziehung, Unterricht, Beyspiel, Kultur: ohne sie, bleibt er tief unter dem Thiere. Nur die Vernunft macht dem Menschen die ganze Erde bewohnbar und unterthan. Sie ist's,

die ihm weder die Wuth des Löwen, noch den Grimm des Tiegers furchtbar macht. Sie, die die List des Fuchses überlistet, und die Geschwindigkeit des Hirsches einhohlt; sie, die von der Eiche bis zum Pilze, von der Ananas bis zur Kartoffel, vom Elephanten bis zur Maus, vom Sandkorn bis zum Diamant alles benützen lehrte. Sie, die ihn so kühn machte, seine schwellenden Seegel dem Winde zu überlassen, um entfernte Länder und ihre Produkte aufzusuchen, und selbst tief in die Eingeweide der Erde hinabzusteigen, und nur mit reicher Ausbeute zurückzukehren. Es wird demnach wohl keine Frage seyn, ob nicht der Mensch durch das Geschenk der Vernunft, für den Mangel des Instinkts, von der Vorsehung reichlich entschädigt sey. Aber eben diese Wahrnehmung der wundervollen Kunst= und Naturtriebe, leitete auf eine Menge Fabeln. Keine Kunst, keine Tugend, kein Beweis von Witz und Scharfsinn ist fast, den man nicht auch an Thieren bemerkt haben wollte. So wenig wir auch läugnen, daß manche Thiere höchstauffallende Proben wunderwürdiger Fertigkeiten gegeben haben; so können wir doch den Erzählungen, wo man wirklich Nachdenken und Ueberlegung der Thiere voraussetzen muß, wenn man sie erklären will, unmöglich so ganz uneingeschränkten

Glauben beymessen, und der Hund, von dem uns Plutarch erzählt, er habe in ein Oehlgefäß, dessen enger Hals ihm vom Oehle zu kosten unmöglich machte, so lange Steine geworfen, bis dasselbe heraufgestiegen sey, ist uns eben so verdächtig, als Guyons Elephant, der den Leichnam einer Frau, die ihr Gatte gemordet, und in seinem Stalle vergraben hatte, deswegen hervorgescharrt haben soll, um die Mordthat ans Licht zu bringen. Ueberhaupt sind naturhistorische Wunder am häufigsten in ältern Zeiten geschehen: mit dem Fortschritt der Zeiten, oder vielmehr der Einsichten und des Prüfungsgeistes, verminderten sie sich immer mehr, und erst jetzt haben wir Hoffnung, daß allmählich die Naturgeschichte von Tausend Fabeln gereinigt werde. Wir läugnen zwar deswegen so manche höchst rührende Beweise von Treue und Ergebenheit der Thiere gegen den Menschen nicht im Geringsten. Mit Recht erstaunen wir über den treuen Hund, der, als Führer eines Blinden an einem Stadtgraben, lieber einen beschwerlichen, aber breitern, Weeg wählte, als daß er den ebnen Fußsteig hart am Graben hin, gieng, der dem, der sich seiner Führung anvertraut hatte, sehr leicht gefährlich hätte werden können; und mit wahrer Rührung denken wir an jenen guten Hund aus dem

Bern-

Bernards Spital, an der Gränze Savoyens, der den ganzen Tag über in der Gegend herum die im Schnee versunknen Unglücklichen aufsuchte, sie dann bellend im Kloster meldete, und den zu Hilfe Eilenden zum Weegweiser diente. (*) So sehr wir dieß bewundern, und so sehr wir einer gütigen und menschlichen Behandlung der Thiere das Wort reden, (wenn wir auch gleich nicht alle im Stande sind, treudienenden Hausthieren, wie der Menschen- und Thierfreund Howard, eine Wiese zu vermachen) so können wir doch unmöglich, sie, nach den Erzählungen vieler, als halbe Menschen ansehen, und alle die Fabeln annehmen, die man zu ihren Gunsten erfunden hat. Doch man blieb auch hiebey nicht stehen! Man dichtete den Thieren Antipathien an, von denen sie nichts wußten, und medizinische Erfahrungen, die sie nicht hatten. So soll der Löwe den Hahn, und der Elephant die Maus fürchten: der Affe vor der Schildkröte fliehen, das Pferd die Kameele hassen, und der Esel gar in Ohnmacht fallen, wenn er Obst tragen soll. Eben solche Lächerlichkeiten wußte man von der sorgfältigen Auswahl der Thiere, in Absicht ihrer

(*) Dieses gute Thier, das manchen Menschen rettete, starb durch Menschenhände!

Nahrungs- und Heilmittel zu erzählen. So soll die Maus die Majoranwurzel, das Huhn das Mauerkraut, und die Gans das Gliederkraut, als Universalmittel gegen alle ihre Wehe, gebrauchen; und man muß gestehen, daß wenn sie es thäten, diesen Thieren noch am Ersten der Glaube an die Möglichkeit eines Universalmittels zu verzeihen wäre. In kranken Tagen soll sich der Pardel mit Menschenkoth, das Schwein mit Ephen, und der Esel mit Hirschzungenkraut heilen: ja, man wußte sogar, daß die Otter ihr Gesicht mit Fenchel stärke, und die Schwalbe ihre Jungen mit dem Chelidonio sehend mache. Doch wer wollte alle die Thorheiten anführen, die zum Theil sehr ehrwürdige Männer aus dem Alterthume vorerzählt und leichtgläubige Neuere nacherzählt haben? Zwar beobachten Thiere eine genaue Auswahl in den Kräutern; aber sicher liegt nur die Beschaffenheit der Speise-Werkzeuge, und eine weise Oekonomie der Natur, keineswegs aber medizinische Erfahrung zum Grunde.

Um nun bey der ungeheuren Menge der Thiere einige Ruhepunkte zu haben, wurde das ganze Thierreich in gewisse Klassen eingetheilt. Linné u. a. ordneten sie in folgende sechs Klassen:

I. Säu-

I. **Säugethiere:** sie haben rothes, warmes Blut, bringen lebendige Junge zur Welt, und lassen sie eine Zeitlang an ihren Brüsten saugen.

II. **Vögel:** sie haben rothes, warmes Blut, legen Eyer, säugen ihre Jungen nicht, und sind gefiedert.

III. **Amphibien:** sie haben rothes, kaltes Blut, und hohlen durch die Lunge Athem.

IV. **Fische:** sie haben rothes, kaltes Blut, hohlen aber nicht durch Lungen, sondern durch Kiefern Athem.

V. **Insekten:** Sie haben weißes, kaltes Blut und Fühlhörner am Kopfe.

VI. **Würmer:** sie haben weißes, kaltes Blut, und, statt der Fühlhörner, Fühlfaden.

In diese sechs Hauptklassen zerfällt das ganze Thierreich, wenn man die Beschaffenheit des Blutes, die Art der Fortpflanzung und des Athemhohlens zum Grunde der Eintheilung legt. Indessen bleiben Systeme immer willkürliche Gerüste, die man abbrechen und ändern kann. Die Natur geht ihren Gang ohne Methode.

Schon in dem Namen der **Säugethiere** liegt ihr von allen andern Thieren sie unterscheidender Ka-

 rakter.

rakter. Ihnen gab der Schöpfer **Brüste**, um die Jungen, die sie lebendig gebähren, zu nähren. So wie die Anzahl der Jungen sehr verschieden ist, so ist auch in der Zahl und Lage der Brüste eine große Mannigfaltigkeit. Sie sind bald an der Brust, bald am Bauche, bald zwischen den Hinterbeinen befindlich, und meistens, ihrer Zahl nach, noch einmal so viel, als das Thier gewöhnlich Junge zur Welt bringt. Mannigfaltig ist die Bekleidung der Säugethiere. Das Eine hat glatte, kurze, das Andere lange, gekräuselte Haare. Hier ist eins mit Borsten, dort ein andres mit Stacheln bedeckt. Bey manchen ist der Leib an einigen Stellen kahl, an andern haaricht; bey manchen Mähne und Bart von beträchtlicher Länge. Mit zunehmenden Jahren, oder mit der Veränderung der Jahreszeit, vertauschen viele ihr Kleid mit einem von andrer Farbe, und mehrerer oder mindrer Dichtigkeit. So wie die Vögel sich mausern, die Schlangen sich häuten, so **haaren** sich die meisten Säugethiere. Auch in Absicht des Aufenthalts, den der Schöpfer den Säugethieren anwies, entdecken wir die wundervolleste Mannigfaltigkeit. Auf diesen nahm er bey ihren Bewegungswerkzeugen die weiseste Rücksicht. Die Oberfläche der Erde, Felsen, Bäume, Höhlen, Wasser, alles ist von Säugethieren be=

bewohnt, Nur der Mensch hat zwo Hände und zween Füße; der Affe im Grunde vier **Hände**, die er auch als Füße gebraucht, die meisten Uebrigen aber 4 Füße und keine Hände. Die Füße sind bald mit Klauen, bald mit Hufen, bald mit Zehen versehen, und diese entweder ganz frey, oder mit einer Schwim̃haut verbunden, oder in einen Klumpen verwachsen, daß sie Floßfedern nahe kommen, je nachdem ihnen ein Aufenthalt angewiesen ist. Alle Säugethiere, sehr wenige ausgenommen, haben **Zähne**, die nach der Verschiedenheit der Nahrung, auch verschieden gebildet sind, und in **Schneide- Hunds-** und **Backenzähne** eingetheilt werden. Eine zackichte, scharfe Krone haben die Backenzähne der Fleischfressenden; eine breite und eingefurchte die der Grasfressenden; und da der Mensch in allen Reichen der Natur seine Nahrung hohlt, so sind die Seinigen in der Mitte eingedrückt und an den Ecken abgeründet. Einige **kauen wieder**: eine wohlthätige Einrichtung für diejenigen Thiere, die ihr grobes Futter hastig zu sich nehmen, und dann erst in der Ruhe, dasselbe durcharbeiten und zu wahrer Nahrung umschaffen können. Hiezu ist ihnen der vierfache Magen unentbehrlich. Auch in den **Hörnern** beobachtete die Natur die größte Mannigfaltigkeit. Bey einigen Geschlechtern haben

bloß die Männchen, bey andern auch die Weibchen diesen Schmuck. Bey einigen sind sie hohl, bey andern dicht; bey einigen vorwärts, bey andern rückwärts gekrümmt; bey einigen glatt, bey andern zackicht; bey einigen sitzen sie fest auf einer Verlängerung des Stirnknochens, bey andern bloß in der Haut; einige werfen sie jährlich ab, andere nie. Fast alle Säugethiere haben eine Stimme, womit sie ihre verschiednen Empfindungen, Furcht, Verlangen, Abscheu, Zorn u. d. ausdrücken, und es ist sonderbar genug, daß unter den Thieren das männliche Geschlecht durchaus plauderhafter ist, als ihre Gehilfinnen sind. Da Luftröhre und Lunge die vorzüglichsten Werkzeuge sind, um einen Ton hervorzubringen: so muß denjenigen die Stimme mangeln, die keine Lungen haben. Zwar können Thiere auch ohne sie, wie z. B. die Grille, mit ihren Springfüßen, und der Fisch mit seinen Floßfedern, einen Ton hervorbringen, allein dieß ist keine eigentliche Stimme. Nur dem Menschen ward die Gabe der Sprache, und wenn auch der Papagey, der Rabe u. a. einige Wörter vorzubringen im Stande sind, so ist das nur ein Werk ihrer breiten, dicken Zunge: keineswegs aber mit jener dankwürdigen Anlage des Menschen zu verwechseln. Ein sehr nützliches Werkzeug ist für manche

che Säugethiere ihr Schwanz. Bald ist er bloße Bedeckung des Afters; bald dient er, um ihre Plagegeister, Fliegen und Bremsen, zu verscheuchen; bald vertritt er die Stelle eines Ruders, bald die einer Hand, bald ist er zum Klettern unentbehrlich. Zu verschiedenen Zwecken gab die Natur auch einigen **Beutel und Taschen.** Wenn z. B. der Pavian oder der Hamster u. a. in ihren Backentaschen ihren Proviant in ihre Magazine schleppen, so trägt hingegen die Beutelratte, in einem Sacke unten am Bauche, ihre saugenden Jungen. Eine Menge Thiere sind mit kleinen Behältern versehen, in denen sich eine klebrichte Feuchtigkeit sammelt, die bey einigen gut, bey andern sehr übel riecht. Zwar sehen wir nicht bey allen diesen Dingen die Absicht und Bestimmung derselben. Indessen kann durchaus nichts zwecklos seyn; und künftige Generationen werden da zuverläßig über die Weisheit und Güte des Schöpfers erstaunen, wo wir jetzt noch ganz ungewiß sind, warum Er dieß so und nicht anders schuf.

Ueber die **Brauchbarkeit** der Säugethiere dürfen wir hier nicht viel sagen. Wir haben sie theils schon in dieser Einleitung berührt; theils es uns zur Pflicht gemacht, bey der Beschreibung der Thiere

selbst

selbst, so viel es der Raum erlaubte, darauf hinzuweisen. So viel ist gewiß, daß sie uns nicht nur bey Weitem den größten Theil unsrer Bedürfnisse durch ihr Fleisch, Fett, Haut, Knochen, Sehnen u. d. gewähren, sondern auch durch ihre Dienste selbst den Nutzen des Pflanzenreiches um unendlich viel vergrößern und vervielfältigen.

Diese so mannigfaltigen und verschiedenen Säugethiere suchte man nun in ein künstliches System zu bringen: d. h. man theilte sie in verschiedene Haufen oder Ordnungen, in deren Jede man die Thiere setzte, die in Einem Stücke z. B. Hufen, Zehen, Klauen sich glichen, so verschieden sie auch sonst waren. Man vereinigte ähnliche **Gattungen** unter einem **Geschlechte**, verwandte **Geschlechter** unter einer **Ordnung**, und an einander gränzende **Ordnungen** unter einer **Klasse**. Aristoteles legte die Zehen und Klauen zum Grunde, und ihm sind viele gefolgt. Allein dieses System hatte die Unbequemlichkeit, daß manche Thiere, die die auffallendste Aehnlichkeit miteinander hatten, in verschiedene Ordnungen versetzt werden mußten, bloß darum, weil sie nicht gleich viele Zehen hatten. So wurde z. B. der Ameisenbär nur darum vom Faulthiere getrennt, weil bey aller übrigen Aehnlichkeit die Zahl der Zehen unterschieden ist; der Hase

kam

kam in Eine Ordnung mit den Löwen, weil beyde vielzehig sind; und die Panzerthiere mußten in zwo verschiedne Ordnungen, weil einige vier- andere fünfzehig sind. Andere ordneten die Thiere nach ihrer Decke, Lebensart, Aufenthalt, Waffen u. dgl. m. Linné sah bloß auf die Zähne. Ihre Anzahl, Stellung, Gestalt, Daseyn und Abwesenheit leiteten ihn in der Anordnung seines Systems. Allein nach diesem System müssen zuweilen Thiere von Einem Geschlechte in verschiedene Ordnungen verwiesen werden. Die Fledermäuse kommen wegen der Verschiedenheit des Gebisses in drey Ordnungen vor, und der Elephant und das Formosanische Teufelchen hingegen in Einer und eben derselben.

Einen neuen und eignen Weeg gieng Blumenbach. Er bekümmerte sich weder um Zehen, noch Klauen, noch Zähne allein: sondern um die ganze Natur des Thieres. Die äußerlichen Merkmale zusammengenommen, den ganzen Habitus des Thieres legte er zum Grunde seiner Eintheilungen, und so entstanden zwölf Ordnungen, die wir noch anführen, und hiemit diese Einleitung beschließen wollen.

I. Ordnung.

Inermis.

Der Mensch mit zwo Händen.

II. Ordnung.

Pitheci.

Thiere mit vier Händen: **Affen, Paviane, Meerkatzen und Makis.**

III. Ordnung.

Bradypoda.

Thiere mit langen, hakenförmigen Krallen, deren ganzer Körperbau auf den ersten Blick Trägheit und Langsamkeit verräth: **Faulthiere, Ameisenbären.**

IV. Ordnung.

Sclerodermata.

Thiere mit sonderbaren Decken statt einer behaarten Haut, und zwar: a) mit Schuppen: **die Formosanischen Teufelgen**; b) mit Schilden: **die Panzerthiere**; c) mit Stacheln: **Igel und Stachelschweine.**

V. Ordnung.

Chiroptera.

Thiere, deren Vorderfüße Flügel bilden: die Fledermäuse.

VI. Ordnung.

Glires.

Mäuse, Maulwürfe, Hasen, Wiesel und andere verwandte kleinere, vielzehige Thiere.

VII. Ordnung.

Ferae.

Reissende Thiere, die Menschen und Thiere anfallen: die Bären- Hunde- und Katzengeschlechter.

VIII. Ordnung.

Solidungula.

Einhufige: Das Pferd, der Esel, das Zebra.

IX. Ordnung.

Bisulca.

Thiere mit gespaltnen Klauen: Rameele, Schafe ꝛc.

X. Ordnung.

Belluae.

Dünnbehaarte Ungeheuer mit plumpen Füßen: Tapir, Elephant, Nashorn, Nilpferd.

XI. Ordnung.

Palmata.

Die Amphibien unter den Säugethieren, die theils eine bloße Schwimmhaut zwischen den Zehen, (der Biber, die Fischotter), theils dicht in einander verwachsene Zehen (der Seelöwe, Seehund ꝛc.) haben. Nach ihrem Aufenthalt heißen jene lacustria, diese marina.

XII. Ordnung.

Cetacea.

Wallfische. Nur den unschicklichen Namen haben sie mit den Fischen, alles Uebrige aber mit vollkommnen Säugethieren gemein. Denn sie athmen durch Lungen, gebähren lebendige Junge, und säugen sie.

I. P. Thelott sculp.

Tab. I.

Der Hirsch,

Cervus, *le Cerf.* (1)

Die Hirschkuh,

Cerva, *la biche.* (2)

Der Hirsch ist ein vierfüßiges, wiederkäuendes Säugethier, mit gespaltnen Klauen und astförmigem Gewehhe, das ganz dicht, (nicht hohl, wie z. B. Ochsenhörner) ist, und alle Jahre abfällt. Die Thiere, bey welchen diese Eigenschaften sich beysammen finden, betrachten mehrere Lehrer der Naturgeschichte als Eine Ordnung, zu der sie den Hirsch, den Damhirsch, das Rehe, das Rennthier, das Elennthier und die Giraffe rechnen. Ritter Linné, der bey den Säugethieren auf die Beschaffenheit der Zähne Rücksicht nimmt, zählt den Hirsch zu den wiederkäuenden Thieren, die oben keine Schneide- und Hundszähne haben; und Blumenbach, der dieses Zahnsystem verwirft, verweist ihn in die neunte Ordnung der ersten Klasse; d. i. unter die Säugethiere mit gespaltnen Klauen.

Der Hirsch ist eins der unschuldigen, friedfertigen Thiere, deren Bestimmung keine andre zu seyn scheint, als die Einsamkeit der Wälder zu beleben und zu verschönern, und entfernt von uns diese friedlichen Gärten der Natur zu bewohnen. Seine zierliche und regelmäßige Gestalt, sein schlanker und leichter Wuchs, seine biegsamen und nervichten Glieder, sein Kopf, den ein prächtiges Geweyhe mehr schmückt, als bewaffnet, seine Größe, Geschwindigkeit und Stärke, zeichnen ihn vor allen Bewohnern der Wälder hinlänglich aus.

Die **Hirschkuh**, die auch **Thier, Hindinn** genannt wird, ist kleiner als das Männchen, hat keine Geweyhe, und einen Euter, wie die Kuh. Sie trägt acht Monate, und wirft im Frühjahre gewöhnlich nur ein buntgeflecktes Junges oder **Kalb**, das, wenn es ein Männchen ist, **Hirschkalb**, und wenn es ein Weibchen ist, **Thierkalb**, genennt wird. Sie hält ihr Wochenbette am liebsten nahe bey fetten Wiesen, und säugt stehend. Bewunderungswürdig ist die Zärtlichkeit und Sorgfalt der Mutter für ihr Junges. Sie hat es immer neben sich, um nach ihrer reifern Erfahrung es zu belehren, wie es Ge-

fahren

fahren vermeiden und beym entferntesten Laut der Hunde fliehen müße. Oft, wenn das Junge ein unvorsichtiges Geräusch macht, oder sich zu einer gefährlichen Neugierde hinreißen läßt, bekömmt es von seiner Mutter einen warnenden Stoß. Eilen Jäger und Hunde wirklich herbey, so gibt sie sich selbst Preis, um sie von ihrem Jungen zu entfernen; und ist ihr das gelungen, so weiß sie sehr geschickt von ihren Verfolgern sich los zu machen, und ihr Junges wieder zu finden. Aus Dankbarkeit folgt dann auch dasselbe seiner Mutter bis zur Brunst oder Begattungszeit, und auch nach dieser sucht es gerne seine Mutter wieder auf und bleibt bey ihr. Das Kalb führt diesen Namen etwa sechs Monate; dann fangen die Buckeln sich zu zeigen an, und es heißt **Schmalthier**; verlängern sich diese zu Spießen, oder zu zwo Stangen ohne Enden, dann heißt es **Spießer**; im vierten Jahre aber **Sechser**. Man würde daher sehr irren, aus der Benennung **Sechser**, **Achter**, **Zehner** auf das Alter zu schließen, weil die Erfahrung lehrt, daß ein **Sechser**, 4 Jahre, ein **Achter**, 5 Jahre, und ein **Zehner** 6 Jahre alt sey. Von diesem Jahre fängt er an, ein **jagdbarer Hirsch** zu seyn. Im Winter treten die **Hindinnen**,

Schmalthiere, Spießer und jungen Hirsche in ganze Rudel (Truppweise) zusammen, wärmen sich durch ihren Hauch und ihre Ausdünstung, und tragen gesellschaftlich die Beschwerden dieser ihnen ungünstigen Jahreszeit. So wie die Natur erwacht, so vertheilen sie sich wieder. Die Hindinnen suchen verborgene Setzörter. Die Spießer und die jungen Hirsche bleiben beysammen, und sind so lange gute Freunde, bis entweder Furcht oder Nothwendigkeit oder Eifersucht sie trennt.

Die Farbe der Hirsche ist gewöhnlich gelblichroth, man findet aber auch braune, weiße und andere Spielarten. Die weißen wurden immer für Seltenheiten gehalten. Sie sind mit einem sehr guten Gesicht, einem scharfen Geruch und einem vortrefflichen Gehör von der Natur begabt. Wenn sie horchen, so spitzen sie die Ohren, blicken nach allen Seiten um, und stehen stille. Sie gehen gerne gegen den Wind, weil sie dann leichter auf eine große Ferne durch den Geruch ausspüren können, ob jemand in der Nähe sey, der ihnen gefährlich werden könnte.

Der Hirsch ist von einförmiger, ruhiger Gemüthsart, aber doch neugierig und listig. Wenn man

man ihm pfeift oder zuruft, so bleibt er stehen, und betrachtet Menschen, Wagen und Vieh mit großer Aufmerksamkeit. Bemerkt er, daß man weder Hunde noch Gewehr, und überhaupt nichts feindseliges gegen ihn im Sinne habe, so geht er ruhig und ungestört seinen Weeg fort. Von Musik ist er ein großer Freund. Oft hört er der Schalmey oder Flöte eines Schäfers mit sichtbarer Ruhe und Vergnügen zu. Eine Liebhaberey, die manche Jäger schon zu seinem Schaden benützt haben. Menschen scheuet er überhaupt weniger als Hunde. Je mehr er Gefahren ausgestanden, desto listiger und mißtrauischer wird er. Unbeschreiblich ist die List, die ein gejagter Hirsch oft anwendet, um sich seiner Verfolger zu entledigen. Er geht drey bis viermal einerley Weeg, um die Spürhunde irre zu führen; oder er eilt unter einen Trupp anderer Hirsche, um eine Verwechslung zu veranlassen, oder er bückt sich. Nicht selten springt er seitwärts ins **Dickicht**. Sobald er bemerkt, daß die Hunde ihn überlaufen haben, so rennt er zurück. Will aber auch das nicht helfen, wird er auch da von den Hunden wieder aufgesprengt, so verläßt er das verrätherische Element, die Erde, und vertraut sich einem andern — dem Wasser; denn

seine Geschicklichkeit und Dauer im Schwimmen ist so groß, daß er nicht nur über die breitesten Flüße, sondern sogar, einer Hindinn zu gefallen, von einer Insul zu einer andern, nicht gar zu entlegenen, schwimmen kann. Aber auch das hilft dem Unglücklichen öfters nichts. Hunde und Jäger setzen ihm entweder durch dasselbe nach, oder sie wissen ihm den Weeg auf der andern Seite des Wassers abzuschneiden. Selbst dann, wenn er schon höchst ermüdet ist, verkauft er sein Leben oft noch sehr theuer, und verwundet mit dem Geweyhe Pferde und Hunde, bis ihn der Jäger endlich durch Abhauung der **Hessen** (Flechsen am Gelenke des Hinterlaufts) zum Stürzen bringt, und ihm den **Genickfang**, unter dem Getöse der Jagdhörner, gibt.

Ein erschreckter, zur Flucht gebrachter **Hirsch** kann außerordentliche Sprünge thun. Es ist ihm etwas Leichtes, über 6 Fuß hohe Planken und Hecken wegzusetzen. Er streckt dabey den Kopf voraus, zieht hingegen die Vorderläufte an sich, und bahnt sich so einen Weeg, durch dicke, unwegsame Gegenden.

Alle Frühjahre pflegen die **Hirsche** ihr Geweyhe abzuwerfen. Denn der Fall, daß im Jahre 1721

ein

ein Hirsch im Reitstalle des Fürsten von Dessau dreymal abwarf, (nämlich den 15. Jänner, den 17. May und den 18. Dezember) gehört unter die größten Seltenheiten. Diese Entkräftung kostete aber auch dem Hirsche das Leben. Nur selten werden beyde Stangen zu gleicher Zeit abfallen; daher man manchen nur mit einer Stange gehen sieht. Fast jeder Theil des Geweyhes hat seinen eignen Namen, den, ohne besondere Erklärung, wohl niemand errathen kann. So heißt der untere Theil der Stangen **Augensproßen**; das Krause daran die **Rose**; die Hügelchen, die darauf sich befinden, **Steine**, und die Hügelchen an den Stangen selbst, **Perlen**, so wie die Furchen, **Ritzen**. So lange das neue Geweyhe im Hervorwachsen ist, gehen sie sehr bedächtlich mit gesenktem Kopfe. Denn das neue, hervorkeimende ist sehr empfindlich. Erst gegen Ende des Julius hat es seine völlige Größe und Härte. So bald es diese erreicht hat, so schlagen die Hirsche damit beständig an Bäume, um den Bast, der es bekleitet, abzustreifen. Man glaubt, der Saft des Holzes, woran sie ihr Geweyhe streichen, habe Einfluß auf die Farbe desselben. Buchen und Birken sollen es röthlich, Eichen, braun, und Hagebuchen

und Aespen schwärzlich färben. Vom zweyten bis zum achten Jahre wird das Geweyhe eines **Hirsches** immer stärker und größer. So lange er in den besten Jahren ist, bleibt auch dasselbe immer gleich schön. Im hohen Alter nimmt es ab. Ueberhaupt ist nichts veränderlicher als die Zahl der Enden, und sie sind nichts weniger als sichere Zeichen seines Alters. In unsern Zeiten gehört ein Hirsch von zwanzig bis vier und zwanzig Enden schon unter die seltenern. Ausnahmen hat freylich die Natur auch hier hervorgebracht. So erlegte im Jahre 1696 der nachmalige König von Preußen einen **Hirsch von 66 Enden** mit eigner Hand. An der Stelle, wo dieses geschah, wurde ein Denkmal, worein der Kopf und das Geweyhe des Hirsches eingehauen waren, errichtet, und durch eine Inschrift mit goldnen Buchstaben sein Andenken verewiget. Herzog Wilhelm von Baiern machte der Königin Maria in Ungarn ein Geweyhe **von 42 Enden** zum Geschenk. Ob bey dem Hirsche **von 166 Enden**, der im Jahre 1712, angeschossen, in einem See gefunden worden seyn soll, nicht etwa ein Rechnungsfehler vorgefallen sey, lassen wir unentschieden.

Die Größe und Schönheit der **Geweyhe** hängt gemeiniglich von der Beschaffenheit der Nahrungsmittel ab. In feuchten und fruchtbaren Gegenden haben auch die Hirsche große und schöne, in trocknen, unfruchtbaren Ländern hingegen, kurze und schwere Geweyhe.

Eben so verhält es sich auch mit ihrer **Größe und Leibesgestalt.** In lachenden Ebenen, fruchtbaren Thälern und getreidereichen Gegenden sind sie viel stärker, größer und munterer, als in dürren und steinichten. In diesen bleiben sie immer von kurzem, untersetztem Körper. Ihr Kopf ist behaarter und ihr Geweyhe niedrig und schwärzlich. Einer der größten und schönsten Hirsche war der sogenannte **große Hanns,** welchen König Friedrich Wilhelm I. von Preußen in seinem Thiergarten hatte. Sein in der Gefangenschaft zum erstenmal abgeworfnes Geweyhe hatte 24 Enden.

In der **Nahrung** richten sich die Hirsche nach der Jahreszeit. Im **Frühjahre** sind sie große Freunde von den Kätzchen der Aespen, der Sumpfweiden und Haselsträucher u. d. Im **Sommer** besuchen sie, zum großen Verdruße des fleißigen Landmannes,

die Saaten, unter denen sie den Roggen allen übrigen Getreidearten vorziehen; so wie sie auch die Sproßen des Faulbaums am liebsten fressen; im **Herbst** suchen sie die Knospen grüner Büsche und Blätter des Gesträuches. Im **Winter** aber müßen sie, wenn sie nicht **geäset** (gefüttert) werden, mit Baumrinden und Moos vorlieb nehmen. Diese Genügsamkeit macht, daß sie überall fortkommen. Im Winter pflegen sie gar nicht zu trinken. Im Frühling wenig, weil die mit Thau benetzten Kräuter ihnen die Stelle des Getränks ersetzen. Im heißen Sommer und in der Brunftzeit trinken und baden sie sich sehr häufig.

In der **Brunftzeit**, die im Oktober und November ist, scheinen sie rasend und völlig außer sich zu seyn. Sie schreyen aus vollem Halse, durchlaufen am hellen Tage Brachfelder und Ebnen, und wetzen ihr Geweyhe an Bäumen und Hecken. Sie sind, während dieser Zeit, die bey jedem 3 Wochen dauert, immer unruhig, schlafen und fressen sehr wenig. Daher sie auch mager und kraftlos werden. Haben sie ein **Thier** gefunden, so verfolgen sie es unaufhörlich. Oft entsteht aber ein blutiger Kampf,

wenn

wenn zween Hirsche bey einem Thiere zusammenkommen. Sie fangen mit Drohungen an, scharren unwillig in die Erde, erheben ein entsetzliches Gebrülle, und schlagen mit ihren Geweyhen so fürchterlich auf einander los, daß manchmal einer, tödtlich verwundet, niederstürzt. Nicht selten kömmt, während sie noch kämpfen, ein dritter Hirsch, überläßt sich mit der Hindinn seinem Triebe, und macht sich dann hurtig aus dem Staube.

Wie muthig sich überhaupt ein **Hirsch** zur Wehre setze, und wie er keineswegs das schüchterne, furchtsame Thier sey, für das man ihn hält, beweist folgende Geschichte. Im Jahre 1764 brachte ein Schiff der indischen Kompagnie, unter andern ausländischen Thieren, dem Herzoge von Cumberland zween **Tiger** zum Geschenke mit. Um zu sehen, wie ein **Tiger** mit seinem Raube verführe, ließ der Herzog einen Theil des Parks von Windsor mit Tüchern umgeben, und einen Tiger hineinführen. Jetzt wurde auch ein **Hirsch** eingelassen. Plötzlich stürzt der **Tiger** auf ihn los, und will ihm in die Seite fallen. Der **Hirsch** empfängt ihn mit seinem Geweyhe so nachdrücklich, daß er zurück weicht. Jener erneuert den Angriff, und geht auf den Hals los. Eben so

muthig als zuvor, stößt dieser ihn zurück. Der Tiger versucht es zum drittenmal. Aber jetzt gibt ihm der Hirsch einen so fürchterlichen Stoß, daß er viele Schritte weit fliegt. Kühn gemacht durch diesen glücklichen Erfolg, fieng nun der Hirsch den Tiger zu verfolgen an. Allein der Letztere sah wohl ein, daß hier weiter nichts als Stöße zu hohlen wären. Er suchte demnach sein Heil in der Flucht, und es gelang ihm auch, unter den Tüchern durchzukommen. Dem Hirsche, der so tapfer sich vertheidigt hatte, schenkte der Herzog seine Freyheit, und ließ ihm ein sehr breites silbernes Halsband anlegen, auf das die Geschichte dieses seltsamen Kampfes gestochen war.

Es kostet keine große Mühe, diese friedlichen Thiere zahm zu machen. Im Hirschgarten bey Nymphenburg versammeln sie sich auf einen Schuß zu ihrer Mahlzeit. So ließ im Jahre 1730 der Kurfürst von Sachsen 8 Hirsche vor seinen Jagdwagen spannen. Mit unbeschreiblicher Leichtigkeit und Ordnung verrichteten sie Pferdedienste.

Das **Fleisch der Hirschkälber** ist sehr schmackhaft, auch von der **Hindinn**, dem **Spießer**, dem **Schmal- und Gallthiere** (solche, die noch keine

Junge hervorgebracht haben) angenehm zu essen. Das **Wildprett** aber von **großen Hirschen** hat einen starken widrigen Geschmack.

Ueber das **Alter**, das die **Hirsche** erreichen, ist manches gefabelt worden. Da er 5 bis 6 Jahre zu seinem Wachsthum braucht, so pflegt er, der Erfahrung nach, fünf bis sechsmal sieben, oder 35 — 40 Jahre alt zu werden. Die Liebe zum Wunderbaren hat es nur gemacht, daß, da Karl VI. im Walde von Senlis einen Hirsch gefangen hatte, der ein Halsband mit der Inschrift trug: Caesar hoc me donavit; „Cäsar hat mir dieß geschenkt;“ man lieber dem Hirsche mehr als Nestors Alter einräumen, und einen römischen Cäsar für den Geber halten, als an einen deutschen Kaiser denken wollte.

Außer der angenehmen Speise, die dieses Thier gewährt, ist auch seine **Haut** und sein **Geweyh** nicht ohne mannigfaltigen Nutzen. Jene gibt vortreffliches, dauerhaftes **Leder**. Aus diesem werden allerley kleine Geräthe, **Hirschfängergriffe**, **Messerschalen** u. s. w. verfertiget. Auch dient es in Apotheken zu manchen Arzneymitteln. Sonst wurden aus den **Hirschklauen** Ringe gegen den Krampf

 gedrech=

gedrechselt; aus dem Hirschblut ein Gegengift bereitet; und aus dem Hirschherz eine Menschenherzstärkung u. d. m. gekocht; ja selbst seine Thränen für höchst wirksam gehalten. Aber die Zeiten sind vorüber, wo man ein Heilmittel für desto vortrefflicher hielt, je sonderbarer es war, je weniger man seine Heilkraft errathen konnte; und unsre weisen, aufgeklärten Aerzte wissen, ohne Hülfe jener Ringe, dem Krampf entgegen zu arbeiten, und, ohne die Herzen der armen Thiere, unsre Herzen zu laben.

Tabula II.

Der Damhirsch,

Dama, Cervus palmatus, *le daim.* (3)

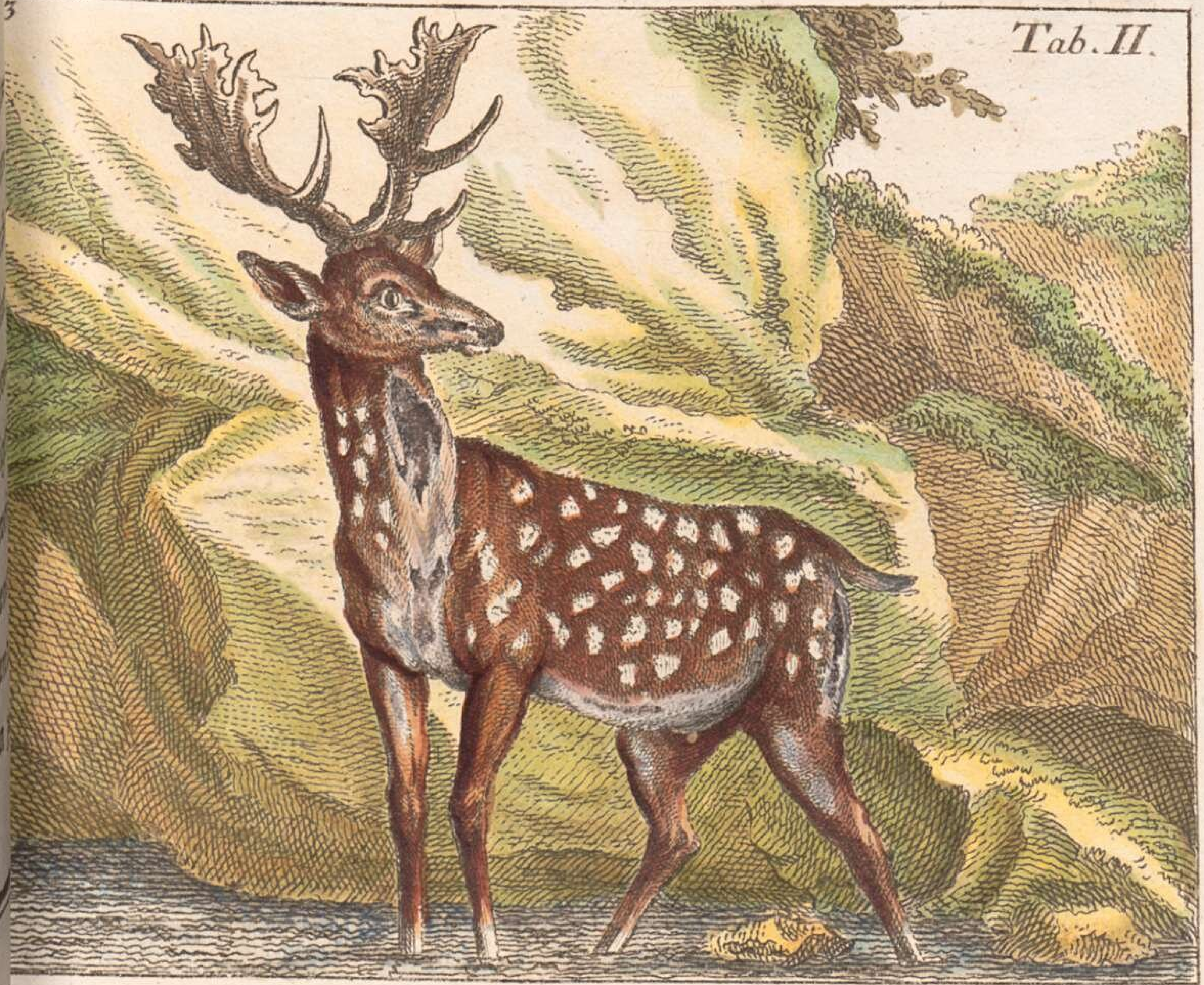
Die Damhirschkuh,

Dama, *la daine.* (4)

So auffallend auch die Aehnlichkeit des Damhirsches mit dem eigentlichen Hirsche ist, so pflegen doch diese beyden Thierarten sich nie zusammenzuhalten. Sie fliehen einander sogar, und die Erfahrung

Tab. II.

3



4

rung lehrt, daß die Damhirsche nur höchst selten in solchen Ländern wohnen, wo es viele Hirsche gibt. Sie werden überhaupt weniger in Wäldern angetroffen, sondern mehr in Thiergärten unterhalten, wo sie so zahm werden, daß man sie als Hausthiere betrachtet. Unter allen Ländern werden sie nirgends höher geschätzt als in England. Man hegt sie daselbst in großer Menge in den englischen Gärten und Parks. Gemäßigte Gegenden sind ihr liebster Aufenthalt; daher man in Rußland gar keine, in den Schwedischen Wäldern aber und in andern nordischen Gegenden selten welche findet.

Der **Damhirsch, ein Säugethier mit gespaltnen Klauen**, ist ein viel sanfteres, zärtlicheres Geschöpf als der gewöhnliche Hirsch. Er ist etwas kleiner, und von mancherley Farben, weiß, schwarz, gelblich, röthlich, braun, grau. Seine vollkommne Größe erreicht er viel früher, als der Hirsch; denn, wenn dieser fünf bis sechs Jahre hiezu braucht, so ist jener mit drey Jahren völlig ausgewachsen. Im ersten Jahre ist das Geweyhe wie bey einem Spießer; im zweyten wird es gablicht. Dann bekommt es 6—8 Enden, die sich von Jahr zu Jahr vermehren, und nach Verhältniß schneller, als beym

Hir=

Hirsche zunehmen. Ueberhaupt aber ist das Geweyhe des **Damhirsches** dünner und platter; es dehnt sich weit mehr in die Breite aus, krümmt sich oben nach innen zu, und endigt sich mit einer breiten und langen Schaufelkrone. An starken wohlgenährten **Damhirschen** bemerkt man wohl zuweilen an jedem Ende eine solche Schaufelkrone; und auch bey ihnen macht man die Erfahrung, daß die Menge und Güte der Nahrungsmittel auf die Schönheit und Stärke der Geweyhe den sichtbarsten Einfluß habe.

Die **Damhirsche** lieben das gesellschaftliche Leben ungemein. Sie versammeln sich in starke Rudel oder Haufen, und theilen Freude und Leid miteinander. Wenn ihrer sehr viele in einem Thiergarten sind, so ereignen sich zuweilen lustige Auftritte. Sie theilen sich in zween Haufen, die sich bald trennen, und durch offenbare Feindseligkeiten die bessern Theile des Thiergartens einander streitig machen. Jeder Haufen hat einen Anführer, wozu immer der Alteste und Erfahrenste gewählt wird. Greift dieser an, so eröffnen auch die Uebrigen den Kampf; zieht er sich zurück, so thut es auch sein Anhang. Die bewunderungswürdigste Ordnung und wahrer Muth leuchtet

leuchtet aus diesen Kämpfen hervor. So wie auf einer Seite die Streiter weichen wollen, so rückt Unterstützung heran. Und wenn auch eine Parthey mehrmalen in die Flucht geschlagen wird, so sammelt sie sich doch sehr bald wieder, und erneuert das Gefechte. Dieß geschieht so oft, bis der schwächere Theil die Ueberlegenheit seiner Sieger anerkennt, und mit dem schlechtern Platze des Thiergartens vorlieb nimmt. So muthig er sich auch gegen seines Gleichen beträgt, so wehrlos und duldend ist er hingegen, wenn er von wilden Thieren überfallen wird. Nicht so tapfer als jener edle Hirsch im Park von Windsor, vertheidigte sich ein Damhirsch unmittelbar darauf. Der fliehende Tiger traf ihn nicht weit von dem Einfang an, aus dem er entkommen war. Er stürzt über ihn her. Aber hier fand er einen feigern Gegner als zuvor. Der Damhirsch ergibt sich ohne langen Widerstand. Während daß der Tiger noch das Blut desselben aussog, kamen seine Wächter, zween Indianer, herbey, die sich seiner, vermittelst einer Art von Mütze, die sie ihm über den Kopf warfen, bemächtigten. Eine ganz kurze Gegenwehr würde den Damhirsch gerettet haben.

Der gejagte Damhirsch sucht sich mehr durch

Absprünge, als durch weite Entfernung zu retten. Auch ihn verräth **Fährte** (Fußstapfen) und **Losung** (Unrath). Seine **Nahrung** ist fast dieselbe, die der Hirsch liebt. Jedoch frißt er alles so nahe am Holze ab, daß es weit schwerer wieder treibt, als das, woran sich der Hirsch geäset hat. Er käuet wieder.

Mit der **Brunst** und dem **Abwerfen** der **Geweyhe** verhält es sich gerade, wie bey dem Hirsche. Nur ist der **Damhirsch** nicht so wüthend. Seine Stimme klingt etwas heisserer, und die Kämpfe sind weniger blutig. Der **männliche Damhirsch** scharrt sich mit den **Vorderläuften** die Erde zum Lager auf, legt den Kopf gestreckt vor sich ins Gras hin, und ruft seiner **Damhirschgeise** (oder Kuh) mit unangenehmem Gebrülle. Diese ist etwas kleiner, leichter und ohne Geweyhe. Im 8ten Monat setzt sie gewöhnlich nur Ein buntgeflecktes **Damkalb**. Dieses trinkt an ihr bis zur nächsten Brunstzeit, nnd frißt sehr hastig, da die Erwachsenen hingegen sich weit mehr Muße dazu nehmen.

Der **größte Unterschied** zwischen dem Hirsche und dem Damhirsche ist das **Alter**. Wenn jener, nach den sichersten Erfahrungen, 35—40 Jahre alt wird, so bringt es dieser höchstens auf zwanzig

Jahre.

Tab. III.

5

6

Jahre. Es bestätigt sich auch hier die wichtige Wahrnehmung, daß ein genaues Verhältniß zwischen der Dauer des Wachsthums und des Lebens bey den Thieren statt finde.

Sein Fleisch ist fetter und schmackhafter als Hirschfleisch, ungeachtet er bey Weitem nicht so leckerhaft ist. Außer diesem **Nutzen** und dem **Vergnügen**, das die **Jagd** gewährt, bedient man sich seiner **Haut**, seines **Unschlitts** und seiner **Geweyhe**, auf eine ähnliche Art, wie bey dem Hirsche. Die **Häute** sollen sogar feiner und besser zu bearbeiten seyn. Auch von ihm wurden alle **innerlichen Theile** zu den seltsamsten Kuren gebraucht.

Tab. III.

Das Rehe,

Capreolus, *le Chevreuil.*

Der Rehbock (5), die Rehziege. (6)

Da der Hirsch, als der edelste Bewohner der Wälder, diejenigen Oerter in den Forsten am Meisten liebt, welche durch die schönsten und erhabensten Bäume beschattet werden; so begnügt sich hingegen

das bescheidnere Rehe an einem Aufenthalt in niedrigen Schlägen und Gebüschen. Ist jener auch gleich größer, majestätischer und stärker; so ist dieses hingegen munterer, aufgeweckter und muthiger. Das Rehe hat weit glänzendere, lebhaftere Augen, geschmeidigere Glieder; ist in seinen Bewegungen viel geschwinder und in seinem Anzuge reinlicher, als der Hirsch. Nie wird man es, wie diesen, sich in einer Pfütze wälzen sehen, daher es auch sehr glänzende, reinliche Haare hat, und da am Liebsten seinen Wohnsitz aufschlägt, wo das Erdreich sehr trocken ist. In listigen Wendungen und Kunstgriffen, um Jäger und Hunde zu täuschen, ist es unerschöpflich, und dem Hirsche darin weit überlegen. Zwar läßt es zu seinem Nachtheil eine weit stärkere Witterung nach sich, wodurch die Hunde äußerst hitzig werden; aber sein Lauf ist auch flüchtiger, und es pflegt nicht erst, wenn es schon erschöpft ist, zur List seine Zuflucht zu nehmen. Es verwirrt durch häufigen Wiedergang den Hunden die Spur, so daß sie nicht wissen, welcher sie folgen sollen. Nicht selten springt es auf die Seite, legt sich nieder, und läßt, ohne die geringste Bewegung zu machen, die ganze Schaar seiner Verfolger vorüber rennen.

Auch

Auch Naturell, Temperament und Lebensweise unterscheiden es sehr von Roth- und Damhirschen. Das Rehe hält sich nie rudelweise mit andern zusammen, sondern es lebt bloß in einzelnen Familien. Vater, Mutter und Junge (oder Kützchen) gehen immer miteinander. In der Beständigkeit und ehelichen Treue sind sie gerade das Gegentheil vom Hirsche. Sie verlassen sich nie, da hingegen jener die Veränderung ungemein liebt.

Ihre Farbe ist braun, röthlich, fahl; im Sommer gewöhnlich höher, als im Winter; ihre Gestalt proportionirter, als die des Hirsches, jedoch ohne die Thränenhöhlen und den Schwanz desselben.

Dem Kopfputze, den der **Rehbock** trägt, erweisen die Jäger die Ehre nicht, ihn Geweyhe zu nennen; sie heißen ihn schlechtweg **Kolben** oder **Gehörne.** Dieses Gehörne ist weit niedriger als beym Hirsche, und setzt nur vier bis sechs, höchst selten acht **Enden** an. Mehrere wird man nie antreffen. Ob ein Reh alt sey, das muß man aus der Stärke der Stangen, der Breite der Rosen und der Größe der Perlen beurtheilen. Alle Jahre **wirft** es sein Gehörn **ab**; aber, sonderbar genug, zu einer ganz andern Zeit als der Hirsch. Bey dem Rehe

geschieht dieses allemal am **Ende des Herbstes**; den Winter über erhält es wieder seine vollkommene Größe. Aeußerst empfindlich ist dieses Thier an dem Orte, wo das neue Gehörn hervorkeimt. Büffon war einmal Augenzeuge davon, wie eine Flintenkugel einem Rehbock eine frisch treibende Kolbe von der einen Seite des Kopfs hinwegnahm. Dieß hatte den Erfolg, daß der Rehbock vollkommen wie todt auf die Erde niederstürzte. Der nahe dabey stehende Jäger fiel plötzlich darüber her, und griff nach den Läuften. Jetzt bekam der Bock wieder Empfindung und Leben. Er rafft sich auf und schleppt den Schützen, der seinen Fang durchaus nicht mehr entwischen lassen wollte, auf der Erde wohl dreyßig Schritte weit ins Gehölz hinein. Diese sonderbare Jagd würde vielleicht noch eine Weile gedauert haben, wenn nicht der Jäger mit der Hand, die er frey hatte, nach seinem Weidmesser gegriffen und dem kühnen Bock den Fang gegeben hätte. Die Kugel hatte, wie man hernach fand, weiter keine Verletzung zurückgelassen, als daß sie den Kolben weggestreift hatte. Oft macht dieses Gehörne die sonderbarsten Figuren. Statt in die Höhe zu treiben, setzt manches an der Seite allerley Auswüchse, lockenförmig,

mig an, und der Naturforscher Valmont de Bomare erzählt von einem, das völlig wie eine wohlgekämmte Peruke mit vielen Locken aussah.

Die **Brunftzeit**, die am Ende des Oktobers und im Anfange des Novembers ist, währt nur vierzehn Tage. Das Rehe ist nicht so wüthend als der Hirsch, und kämpft darum nie oder selten, weil es immer in seiner Familie bleibt. Jetzt werden die Jungen, die die ganze Zeit über bey ihren Eltern bleiben durften, fortgejagt, um sie gleichsam zu nöthigen, ihre bisherige Stelle andern, die nun kommen sollen, zu überlassen, und sich in einer andern Gegend miteinander ansäßig zu machen. Sie kommen zwar nach der Brunftzeit wieder zu ihrer Mutter zurück: allein es dauert nicht lange, so bekommen sie den gänzlichen Abschied, und dann errichten sie, entfernt von ihrem Geburtsort, eine neue Rehfamilie.

Die **Rehziege** (**Rehgeis, Riecke**) ist etwas kleiner als ihr Mann, ohne Gehörn, an Farbe und Gestalt aber ihm ziemlich gleich. Sie trägt 22 Wochen, und setzt im April oder May meistens zwey **Kälber** oder **Kützchen**, deren Eines ein Männchen, (**Rehbockkalb**) das Andre ein Weibchen (**Rehziegen**-

gen-

genkalb) ist. Diese beyden gewöhnen sich so aneinander, und haben sich von ihrer Jugend an so lieb, daß sie sich nicht entschließen können, sich voneinander zu trennen, es müßte denn das allgemeine Loos der Sterblichkeit, oder die List der Menschen und Raubthiere sie einander entreißen. Im Anfange sind die Jungen längst dem Rücken bunt gefleckt. In wenigen Wochen aber verschwinden diese Flecken. Mit 6 oder 7 Monaten erscheinen die ersten Spieße. Wenn die Rehkälbchen angegriffen werden, so übernimmt das Rehe ungesäumt die Vertheidigung. So klein es ist, so fehlt es ihm doch nicht an hinlänglicher Stärke, einen jungen Hirsch, nach kurzem Kampf, in die Flucht zu jagen. Sobald die Rehziege merkt, daß die Setzzeit herannahe, so trennt sie sich vom Rehbocke, und verbirgt sich, um vor Wölfen und Luchsen, ihren gefährlichsten Feinden, sicher zu seyn, im dicksten Gehölze. Nach 10 oder 12 Tagen sind die Kützchen schon im Stande mit ihrer Mutter zu gehen, die sie dann dem Vater zuführt. So sorgfältig sie auch dieselben beym geringsten Geräusche im Gebüsche versteckt, so mütterlich sie sich ihren Verfolgern entgegenstellt, nur damit ihre Jungen nicht bemerkt werden sollen, so kann sie doch nicht verhin-

dern, daß nicht Menschen und Thiere ungemein viele entführten. Auch Schnee und Kälte sind ihnen gefährlich; sie haben 1709 dieselben in Burgund fast ganz ausgerottet, und 1788 u. 1789 ihre Anzahl in unsrer Gegend sehr vermindert.

In der Wahl ihres Geäses (Futters) beweisen sie große Sorgfalt und Auswahl. Im **Frühlinge** lieben sie Knospen und Schößlinge, die im Magen in Gährung gerathen, so daß sie, wie betrunken, dem Jäger in den Schuß eilen: im **Sommer** und **Herbst** bethaute Kräuter, besonders Brombeer- und Berberissträucher: im **Winter** Geniste, Heidekraut u. dgl. Sie müßen durchaus freye Luft, Bewegung und vielen Raum, und wenn sie in einem Thiergarten gut fortkommen sollen, eine **Riecke** zur Gesellschaft, und wenigstens hundert Morgen zum freyen Genuße, haben. Man kann sie zahm, aber nie vertraulich und gehorsam machen. Es bleibt ihnen immer eine gewiße Wildheit. Sie erschrecken sehr leicht, und rennen dann mit solcher Gewalt wider die Mauern, daß sie sich nicht selten Schaden thun. Ganz trauen darf man ihnen nie. Besonders haben die **Böcke** manchmal gefährliche Grillen. Sie können gewisse Personen durchaus nicht ausstehen. Kömmt ihnen eine

Solche zu nahe, so stoßen sie dieselbe mit ihrem Gehörn um, und erlauben sich wohl gar noch, mit ihren Läuften auf ihnen herumzutrampeln.

Die **Rehböcke** schreyen seltener und schwächer als der Hirsch. Die **Kützchen** haben eine sonderbare, klägliche Stimme, die **Mi = Mi** lautet. Weil dieses **Mi = mi** so leicht nachzuahmen ist, so lockt damit mancher Jäger eine betrogene Mutter unter sein Pürschrohr (Flinte).

Die **Lebensdauer** der Rehe kann man, der Erfahrung nach, auf 12 bis 15 Jahre setzen. Allein dieses Ziel erreichen sie nur in voller Freyheit. Selbsterzogene bringen ihr Leben nicht höher als 5 bis 6 Jahre.

Nach dem verschiedenen Einfluß des Himmelstriches, unter dem sie wohnen, sind auch ihre Eigenschaften verschieden. In **Luisiana** z. B. werden sie ungemein häufig, und viel größer, als in Europa, angetroffen. In **Brasilien** gibt es **gehörnte** und **ungehörnte** Rehe. Die Erstern heißen **Kujuaku-Apara**; die Letztern **Kujuaku = ete**. Die Gehörnten sind etwas kleiner, und ihre Haare sind sehr glänzend und glatt, braun und weiß untereinander. Sonderbar, daß bey ihnen im Alter das Weiße sich

ver=

verliert, da bey anderen Geschöpfen das Alter besonders die Haare bleichet. Sie haben einen kurzen Schwanz, große schwarze Augen und ein Gehörn von drey Enden. Hieher gehört auch das kleine **Guineische Rehgen**, das zwar den Wuchs unsrer Rehe hat, aber so ungemein klein ist, daß seine Füße nur die Länge eines kleinen Fingers, und die Dicke eines Pfeifenstiels haben.

Das Wildprett dieser Thiere ist vortrefflich. Aus dem **Gehörne** und den **Häuten** werden ähnliche Dinge wie aus dem Hirschgeweyh verfertiget. Sogar ihre Haare wußte man zu benützen, und zum Ausstopfen zu gebrauchen. Und so dürfen wir immer dem Schöpfer auch für dieses Geschöpf danken, und mit dem Vergnügen und Nutzen, die es uns verschafft, zufrieden seyn, wenn auch diejenige zuviel von ihm erwartet hätten, die aus einer gewissen Feuchtigkeit im **Rehmagen** Klystire kochten, mit der **Leber** die Augen klar machen, mit der **Galle** die Sommerflecken, mit der **Milz** die Kolik, und mit dem **Rothe** die Gelbsucht vertreiben wollten. Lächerlich genug, daß eine Zeit war, wo man den Schöpfer zu ehren glaubte, wenn man jedem Thiere eine ganze Apotheke in den Leib gab.

Tabula IV.

Der Hase,

Lepus, *le Liévre.*

Der Rammler und die Häsinn. (7)

Der gehörnte Hase. (8)

Der Hase gehört unter die **vielzehichten** Säugethiere. Ihn hat die Natur mit einem langen, schmalen und gewölbten Kopfe begabt. Er hat eine große Schnauze, und seine Nasenlöcher geben ihm das Ansehen, als wenn er ein zweytes Maul hätte, weil zwischen ihnen eine merkliche Vertiefung ist. Die Oberlippe hat einen ziemlich breiten Einschnitt oder Kerbe: man nennt deswegen eine gespaltne Lippe bey einem Menschen **Hasenscharte**. Seine Augen sind sehr groß, rund und hervorstehend, und haben keine Wimper, daher er, selbst im Schlafe, sie immer offen hat, und sehend gebohren wird. An beyden Seiten des Maules hat er einen Knebelbart von sehr borstigen Haaren. Sogar unter den Fußsohlen und im Maule selbst hat er Haare. Die Ohren oder **Löffel** sind für die Größe dieses Thiers von beträchtlicher Länge. Das Männchen, der **Rammler**, hält sie

gerade

Tab. IV.

7.

8.

gerade nach dem Rücken hin. Das Weibchen, die **Häsinn** oder **Setzhase**, hängt sie mehr seitwärts auseinander. Außerdem hat jener einen wollichtern Kopf, kürzere und breitere Löffel, einen stärkern Bart, und auf dem Rücken etwas grauere Haare als die Häsinn. Der gestreckte Leib des Hasen ist in seiner ganzen Länge gleich dick, und das kurze Schwänzchen nach obenwärts gekrümmt. Da die Hinterläufte länger sind als die vordern, so ist sein Gang eine Art von Hüpfen, und er ist weit geschickter den Berg hinauf, als hinabzulaufen. Er hat vier Zehen an den Hinter- und fünf an den Vorderläuften. Jede endigt sich in einen dicht in die Haut gehenden Nagel. Er hat in allem 28 Zähne, unter denen die zween vordersten Schneidezähne, fast wie die eines Ebers, gekrümmt sind.

Die **Vermehrung der Hasen** ist außerordentlich. So viele Tausende auch getödtet werden, so vermindert sich doch im Ganzen ihre Anzahl nicht. Die **Rammelzeit** ist gemeiniglich im Februar oder März. Sie machen dabey die wunderlichsten Sprünge. Die **Häsinn** trägt 4 Wochen, und wirft 2, 4, 6, 8 Junge. Sie säugt sie etwa 8 — 14 Tage, und dann ist sie schon wieder läufig. Sehr merkwürdig

ist, daß der **Rammler**, wider die Gewohnheit solcher Thiere, die von Laub und Früchten leben, seine eignen Jungen zerfleischt. Man schreibt es seinem Zorn darüber, daß seine Häsinn sich mit den Jungen abgeben muß, zu. Unter Hasen herrscht keine solche Familieneintracht, wie unter Rehen. Sie leben einsam, jeder wählt sich, wenn er auch noch so klein und jung ist, ein eignes Lager, immer 60—80 Schritte von einander. Findet man daher ein junges Häschen, so darf man zuverläßig hoffen, in eben dieser Gegend mehrere anzutreffen. Ehe sich der Hase in sein Lager begibt, so macht er einige wunderliche **Wiedersprünge**; d. h. er weicht von seinem Spaziergange seitwärts etwa 30 Schritte ab, und dann wendet er sich mit einigen Seitensprüngen nach seinem Lager hin. Aber auch dann hat er, ehe er sich niederlegt, noch manches zu besorgen. Zuerst scharrt er den Schnee, die Erde oder das Gras von einander, um in einer Tiefe zu liegen. Dann legt er die Vorderläufte so, daß sie seinem Kopfe zum Kissen dienen, und zieht die Hinterbeine, so viel er kann, an sich. Er hat dieses Lager so lieb, daß, wenn er auch mehrere Tage hintereinander aufgejagt wird, er doch immer wieder zu demselben zurücke kommt. Man

kann, wenn man bey demselben stehen bleibt, ihn da sicher wieder empfangen. Gerne wählt er es zwischen Erdschollen, die mit ihm einerley Farbe haben, um nicht so leicht bemerkt zu werden; und zwar im Winter gegen Mittag, im Sommer gegen Norden.

Seine **Aesung** oder **Futter** besteht in Kräutern, Wurzeln, Blättern, Früchten, Getreide u. d. m. Der größte Leckerbissen ist für ihn die Pflanzengattung, die einen milchartigen Saft enthält. Im Winter begnügt er sich mit Baumrinden. Nur die Erle und Linde aber ist nicht nach seinem Geschmacke. Sie läßt er unberührt. So viele auch daran zweifelten, so ist doch gewiß, daß er wiederkäue.

Den Tag über schläft er gewöhnlich, aber wie schon gesagt, mit offnen Augen. Dieß mag Schuld seyn, daß er ein schlechtes Gesicht hat. Die gütige Natur wußte ihn aber dafür durch ein sehr feines Gehör zu entschädigen. Er bewegt seine Löffel wie ein Steuerruder im Laufe, worin er es an Geschwindigkeit allen andern Thieren zuvor thut. Seine Bewegung im Laufe ist gallopartig. So ruhig er bey Tage gewöhnlich in seinem Lager bleibt, so gerne verläßt er es bey Nacht. Dann kommen mehrere zusammen, die sich herumjagen und miteinander hü-

pfen. Aber das Rauschen eines einzigen Baumblattes ist schon hinreichend sie in ihrer Freude zu stören. Bestürzt eilt jeder seinem Lager zu. Ueberhaupt ist seine Furchtsamkeit so groß, daß ihr nichts gleichkommt, als die Neigung zu seiner Häsinn, und in unser ganzen Sprache ist vielleicht kein Bild aus dem Thierreiche wahrer und treffender, als die Ausdrücke: furchtsam und verliebt wie ein Hase. Letzteres soll dem Hasen eine Krankheit zuziehen, die mit den abscheulichen Folgen der Ausschweifungen gewisser unglücklichen Menschen eine große Aehnlichkeit hat.

Die Dauer seiner Lebenszeit ist höchstens acht Jahre. Aber wie wenige sterben eines natürlichen Todes. Denn nicht genug, daß Menschen ihm nachsetzen, und bey Einem Klopfjagen oft 600 auf einmal tödten; so haben auch die Ohreulen, Weyher, Adler, Füchse und Wölfe ein großes Verlangen nach seinem Fleische. Eine Stimme läßt er nur dann hören, wenn er gemartert wird. Sie hat viele Aehnlichkeit mit der Menschenstimme. Wenn der Hase auch noch so zahm in einem Hause geworden, so wird er doch bey erster Gelegenheit entwischen. Seine Gewohnheit auf den Hinterläuften zu sitzen und sich der vor-

dern

dern als Arme zu bedienen, hat gemacht, daß man ihn mit gutem Erfolge abgerichtet hat, die Trommel zu schlagen, den Takt zu geben u. d. m.

Er ist, wenn er gejagt wird, oft sehr listig. Dü Fouilloux sah einmal Einen, der, so oft ein Jagdhorn ertönte, sein Lager verließ, und einem sehr entfernten Teiche zueilte, in dessen Mitte Binsen waren, in welchen er sich verbarg. Andere retten sich unter eine Heerde Vieh. Wieder andere schwimmen durch Flüsse, oder klettern auf hohe Mauern und verstecken sich hinter Epheu, oder sie bücken sich, wenn ihnen der Hund ganz nahe ist, plötzlich nieder, daß er über sie hinwegspringt.

Da dieses Thier fast überall zu finden ist, so gibt es auch sehr verschiedene Arten desselben. **Holzhasen**, **Bruch- oder Sumpfhasen**, **Feld- oder Grundhasen**, **Sand- Berg- und Steinhasen**, **indianische**, die einen lichtrothen Schwanz haben, **afrikanische** u. d. m. Die **Berg- oder Steinhasen**, die sich in den Alpen, so wie auch in nördlichen Gegenden aufhalten, sind sonst den andern Hasen völlig gleich, nur werden sie im Winter schneeweiß. Dieses weiße Kleid ist für sie das wohlthätigste Geschenk der Vorsehung, damit in den Monaten, wo

alles mit Schnee bedeckt ist, der Raubvogel sie nicht so leicht bemerke. So bald der Schnee schmilzt, ziehen sie ihren Winterrock aus, und erhalten wieder ihre gewöhnliche graue Hasenfarbe. Schwarze Hasen sind höchst selten. In Dresden wird ein solches Fell mit bläulichen Extremitäten gezeigt. Nicht selten findet man auch gehörnte, sonderbar gefleckte Hasen. (8) Sie tragen ordentliche Gewehe. Sonderbarer als diese sind die monströsen, die in dem königlichen Kabinete zu Paris und zu Chantilly gezeigt werden, mit 2 Köpfen, 8 Läuften, 4 Löffeln. Ein solcher Janus soll, wenn er müde geworden, die 4 zuvor ruhenden Läufte gebraucht haben; und einen anderen brachte Lameri in die Akademie der Wissenschaften zu Paris, der eigentlich aus zween in einem gemeinschaftlichen Kopfe zusammengewachsenen Hasen bestund. Ein Jäger fand sie, da sie aneinander zerrten, indem einer dahin, der andre dorthin wollte, und fieng sie mit der Hand.

Das Fleisch dieses Thieres, das an europäischen Tafeln so sehr geschätzt ist, wird von den Morgenländern verachtet. Das Jüdische Gesetz und der Koran verbiethen es ganz. Die Römer und Grie-

Tab. V.

9.

10.

chen aber schätzten es, nach Martials (*) Zeugniß, ungemein hoch. Das Wildprett ist wirklich vortrefflich, jedoch vom Setzhasen besser, als vom Rammler. Sogar sein Blut läßt sich sehr wohl genießen. Sein Fell oder Balg wird zu Hüten, Strümpfen, Handschuhen u. dgl. häufig verarbeitet. Die Hinterläufte pflegen die Goldschmiede zu Glättung des Silbers, die Vergolder, Buchbinder u. a. zu gebrauchen. Auch von diesem Thiere wurden alle Theile zu einem medicinischen Zwecke angewendet; und weil man diese einzeln so heilsam fand, so dachte man, der ganze Hase müßte, wenn er mit Haut und Haaren verbrannt würde, noch kräftiger seyn. Man verfertigte daher aus seiner Asche eine Latwerge, und gab sie denjenigen, die von Steinschmerzen — noch nicht genug gequälet waren.

Tabula V.

Das Kaninchen,

Cuniculus, *le Lapin.*

Das zahme Kaninchen, (9)

Das wilde Kaninchen. (10)

(*) Inter quadrupedes gloria prima lepus.

So auffallend auch die Aehnlichkeit zwischen dem Hasen und dem **Kaninchen** ist, so daß man, vorzüglich in unsrer Gegend, nicht selten ein **Kaninchen** einen Hasen nennt, so machen doch die **Kaninchen** eine eigne Thiergattung aus. Wer bloß dem äußerlichen Scheine nach urtheilt, den muß dieß freylich befremden; denn es ist unläugbar, daß jene beyden Thiere einander ähnlicher sind, als eine englische Dogge und ein Bologneser Hund, die doch zu einer Gattung gehören. Allein nähere Beobachtungen über Instinkt, Lebensart, Nahrung, Fruchtbarkeit u. d. m. haben gelehrt, daß so gleich sich dieselben auch immer sehen mögen, sie dennoch höchstverschieden seyen. Dieß erhellet zum Theil schon daraus, daß sie sich nie miteinander vermischen. So viele Mühe sich auch unter andern Naturforschern vorzüglich **Büffon** gab, eine Bastartart von Hasen und Kaninchen zu erhalten, so war sie doch fruchtlos. Im Gegentheile feinden sie einander an, und führen, wenn sie zusammengesperrt werden, einen beständigen Krieg, der sich meistens nur mit der Ermordung des Schwächern endiget. Es verdient daher gewiß keinen Glauben, wenn von einem Kaninchen erzählt wird, das sich mit einer Katze so bekannt

gemacht

gemacht haben soll, daß davon Junge, die halb Katzen, halb Kaninchen waren, zur Welt kamen; oder von einem Andern, das sich in zwo Hennen dermassen verliebet, daß es sie allenthalben begleitete, des Nachts zwischen ihnen schlief, und vom Tische Brod stahl, um es seinen Geliebten in den Hof zu bringen. Die Eyer dieser Hennen sollen verloren gegangen seyn; ein Zufall, der, wie **Martini** urtheilt, aus dieser Kaninchengalanterie ein bloßes Märchen macht.

Das **Kaninchen** ist etwas kleiner als der **Hase**, seine **Ohren** sind kürzer, und die **Hinterläufte**, im Verhältnisse mit den **Vordern**, von keiner so beträchtlichen **Länge**, als bey jenem. Die Farbe des **wilden** ist meistens **grau**, auch ist es gemeiniglich **kleiner** als die **zahmen**. Es mag dieß von dem unthätigen, sorgenlosern Leben der Letztern herkommen. Man findet unter ihnen ganz **weiße**, **schwarze**, **graue**, **buntgefleckte**. Unter der Fußsohle sind sie mit etwas rothem Haare bewachsen. Der **Stern im Auge** derselben ist rund, auch im Dunkeln sehr groß. Bey Licht zieht er sich in eine ovale Form nach obenwärts zusammen. Die ganz weißen haben einen rothen Stern. Auch die **Ränder der Augen**-

lieder sind röthlich. Die von andern Farben haben schwarze Sterne, mit einem braunen Kreis und gelblicher Schattirung.

Die **Fruchtbarkeit der Kaninchen** ist über alle Beschreibung groß. So wie sie schon in ältern Zeiten so sehr zur **Landplage** wurden, daß, nach dem Zeugniß des ältern Plinius, die Balearier den Kaiser August um militärische Hilfe gegen sie bitten mußten; so ereignete sich dieß auch auf der St. Peters Insel bey Sardinien im J. 1736. Nach einer sehr gründlichen Berechnung **Pennants**, kann sich ein einziges Paar in 4 Jahren auf 1,274,840 vermehren, weil sie wohl siebenmal in einem Jahre Junge werfen, die in einem Alter von 5 Monaten schon wieder Junge haben. Es ist keine Frage, daß, wenn nicht Menschen, Iltiße und Hunde, nebst einigen Raubthieren, an ihrer Verminderung gemeinschaftlich arbeiteten, ein **Paar Familien** in kurzer Zeit, durch ihre ungeheure Vermehrung, Menschen und Thiere vertreiben, und die fruchtbarste Gegend in eine Einöde umschaffen könnte. Denn sie zerstören Kräuter, Wurzeln, Früchte, Korn, ja sogar Stauden und Bäume. Was dem Kaninchen sehr zu statten kommt, ist, daß es weit mehr Hilfsmittel

in

in seiner Gewalt hat, seinen Feinden zu entgehen, und sich vor den Augen der Menschen unsichtbar zu machen.

Der einfältigere Hase begnügt sich mit einem Lager auf freyer Erde. Das **klügere Kaninchen** läßt sich die Mühe nicht verdrießen, sich in den Eingeweiden der Erde einen Schutzort zu bauen. Dieß thun gewöhnlich nur die **wilden**, weil die **Hauskaninchen** keine Feinde haben, die sie dazu nöthigten; obgleich auch die Letztern zuweilen ganze Häuser unterminiren (*), und dadurch sehr schädlich werden. Nach alten Zeugnißen soll in Spanien einmal eine Stadt eingestürzt seyn, welchen Unfall man Kaninchen zuschrieb. Sie bauen ihre **Gruben** und **Gänge** im Zikzak, und lassen eine kleine Oeffnung, damit ihnen Hunde und Füchse keine Besuche machen sollen. Die Wohnungen sind sehr künstlich vertheilt, und gegen Ueberschwemmungen mit großer Vorsicht beschützt. Sie sind ein wahres unterirdisches Labyrinth, das, bey Vermehrung der Familien, erweitert wird. Die **Röhren** sind vielfältig in einander verschlungen, und

(*) Gaudet in effossis habitare cuniculus antris.
Monstravit tacitas hostibus ille vias. *Mart.*

und wenn eine Gefahr ihnen droht, so wissen sie mit ihren Hinterläuften, durch Schlagen auf die Erde, einen solchen Lärm zu machen, der in allen Gängen ertönt.

Das **Weibchen** ist beständig in der **Brunst**, trägt dreyßig Tage, und bringt vier bis zehn Junge. Auch das **Kaninchen** soll, wie die **Häsinn**, zu gleicher Zeit Junge setzen und trächtig seyn können. Einige Tage vor der Setzzeit baut das Weibchen eine neue Grube. Dann zupft es sich viele Haare unter dem Bauche aus, und bereitet ihren zu hoffenden Jungen ein Lager. Sechs Wochen bleiben diese unter beständiger, treuer Aufsicht der Mutter, und werden von ihr gesäugt. So lange weiß das Männchen (das sich gewöhnlich nur zu Einem Weibchen hält) nichts von seinen Jungen. Ja, die Mutter stopfet, so oft sie ausgehen muß, den Eingang mit Erde zu, aus der sie, vermittelst ihres Harns, einen Kleister macht. Endlich aber führt sie dieselben dem Vater zu; er erkennt sie, nimmt sie zwischen seine Pfoten, streicht ihnen das Haar glatt, und leckt ihnen die Augen. Auch ist er nun gegen die Mutter sehr freundlich. So zärtlich er jetzt ist, so würde er vor ein Paar Wochen noch, wenn er in den Bau gekommen wäre, die Junge zerrissen haben.

Ein

Ein Edelmann in Frankreich, wo sie so häufig gehalten werden, daß Prinz Konde die ernsthaftesten Anstalten gegen sie treffen lassen mußte, wenn es nicht ganz um seine Güter, deren Einkünfte sich durch sie um die Hälfte vermindert hatten, geschehen seyn sollte, hat sich die Mühe genommen, ihre **Oekonomie** genau zu beobachten. Er fieng mit Einem Paar an. Der **Stammvater** war weiß, die **Mutter** grau. Von ihnen kamen alle Arten von Farben. Das Ansehen des Stammvaters blieb, so zahlreich die Nachkommenschaft wurde, in der größten Achtung. Entstund um eines Weibchens oder des Futters willen ein Streit, so war, im Augenblick als dieser herbeyeilte, Friede und Ordnung wieder hergestellt. Der Schuldige wurde dann von ihm auf der Stelle bestraft. Gab der Eigenthümer durch einen Pfiff das Zeichen, daß sie sich in ihrem Behältniße versammeln sollten, so stellte sich der Stammvater an den Eingang desselben, und ließ alle bey sich gleichsam die Musterung vorbeypassiren. Sie fraßen wöchentlich mehr als eine Fuhre Weizen, Kleyen, Heu und Wachholder. Von letzterm ließen sie bloß das abgeschälte Holz übrig. Alle standen für Einen Mann, und vertheidigten sich, Eines das Andere, mit Lebhaftigkeit und Muth.

Die gewöhnliche **Lebenszeit** derselben erstreckt sich auf acht bis neun Jahre. Ihr **Fleisch** finden viele, besonders das von jungen und **wilden**, sehr zart und leckerhaft.

Die **wärmsten Länder** sind es eigentlich, aus denen sie ursprünglich herkommen. Aus den mittäglichen Ländern von Asien und Afrika sind sie nach Europa gekommen, und daselbst einheimisch geworden. Dagegen haben die Europäer sie nach Amerika gebracht, wo sie vortrefflich fortkommen.

Es gibt **verschiedne Arten** derselben. Das **reiche Kaninchen** hat ein Schieferfarbiges, braunes und schwärzliches, das **angorische** aber (der sogenannte Seidenhase) ein längeres, wellenförmiges Haar, dergleichen in Angora, durch einen sonderbaren Einfluß des Klima, sich auch bey Katzen, Ziegen u. a. findet. **Der Kapische Hase** (von seinem Aufenthalt dem Kap, oder Vorgebirg der guten Hoffnung, so genannt) und **der Tolai der Mongolen**, ist ein mit einem langen Schwanze versehenes Kaninchen, so wie der **Tapeti der Brasilianer**, ein ungeschwänztes.

Wenn **Füchse**, **Wiesel**, **Iltisse** und **Dächse** sich einmal in einen **Kaninchenbau** hineingearbeitet

haben,

haben, so verlassen sie ihn nicht leicht, ohne große Verwüstungen angerichtet zu haben. Man bedient sich der **Fretchen**, (eine Wieselart, die des Kaninchens natürlicher Feind ist) um sie aus ihrem Bau herauszuholen. Ein Zufall hat gelehrt, **Kaninchen** mit Krebsen zu fangen. Ein entwischter Krebs gerieth in einen Kaninchenbau, aus dem dann eines hervorkam, an dem sich dieser eingezwickt hatte. Man versuchte es mit mehr Krebsen, und die Jagd gelang vortrefflich. Nur muß man sich, weil der Krebs in allem sehr bedächtlich zu Werke geht, das Warten nicht verdrießen lassen.

So schädlich sie auch sind, so gewähren sie doch auch manchen **Nutzen**. Denn nicht nur, daß ihr **Fleisch** in Schweden, Holland, Spanien, England und andern Ländern häufig gegessen wird; so dienen auch ihre **Felle** zu mancherley Pelzwerk, Gebrämen, Aufschlägen u. d. Schon manches **aschgraue Kaninchen** wurde Fehe (Fehwammen oder Grauwerk, vom kanadischen und virginischen Eichhorn) genannt, und dafür verkauft. Die **Haare** werden zu Hüten, Handschuhen ꝛc. verarbeitet. In Frankreich ist es gelungen, vortreffliche Zeuge daraus zu verfertigen, und die Hüte, die man Dauphins nennt, sind

aus solchen Haaren und Vigogne-Wolle gemacht. Und so vergütet dieses Thier einigermaßen den Schaden, den es durch seine Gefräßigkeit und Vermehrung anrichtet.

Tab. VI. VII. VIII.

Das Pferd,

Equus, *le Cheval.*

Hengst, (11)

Stutte, (12)

barbarisches Pferd, (13)

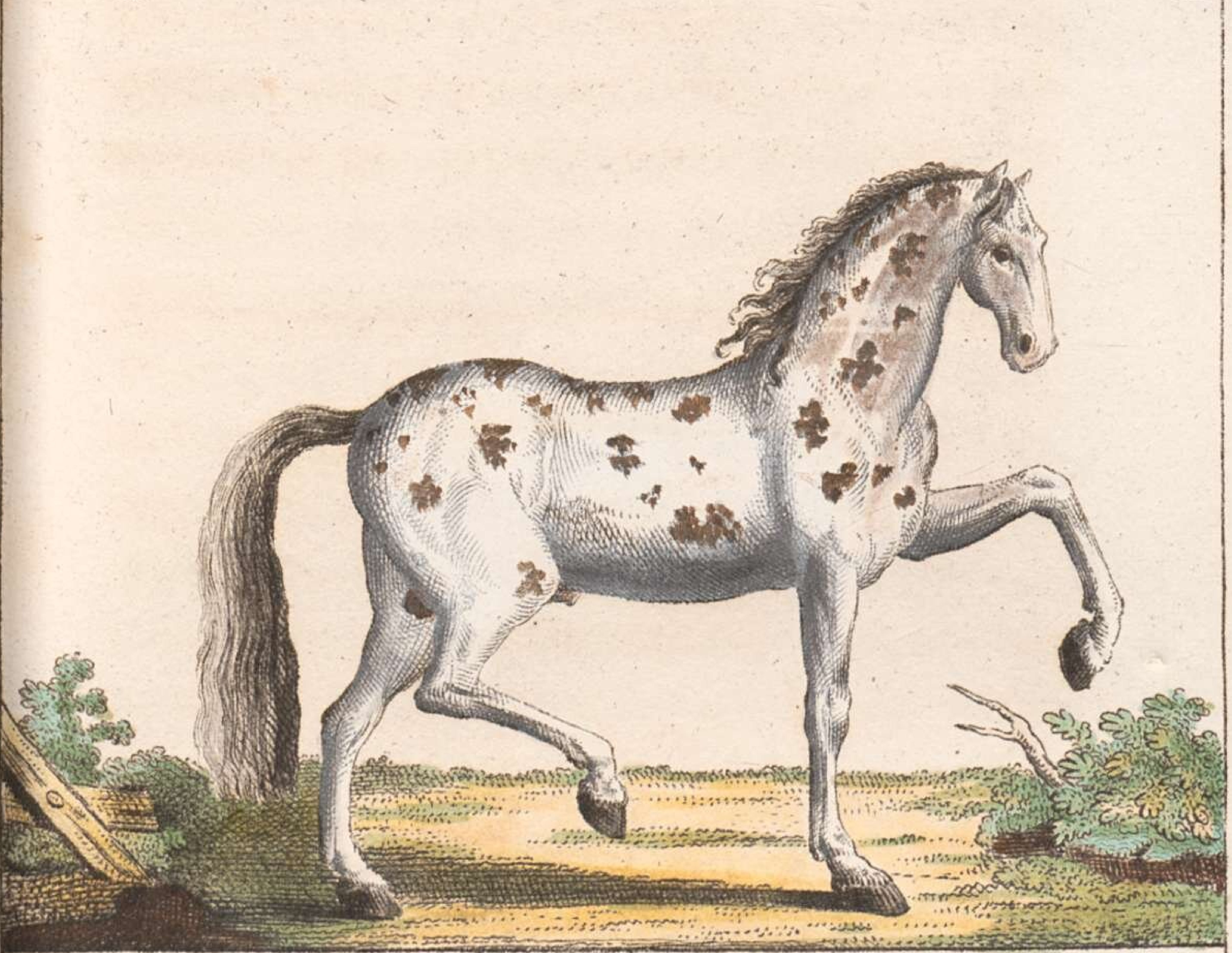
englisches Pferd, (14)

Theile } des Pferdes. (15. 16)
Gebrechen }

Unter allen Thieren ist unstreitig das Pferd am schönsten und regelmäßigsten gebaut. Man vergleiche damit alle Thiere, und gewiß werden sich hie und da Regellosigkeiten finden, die man bey einem wohlgebauten Pferde umsonst sucht. Wie ungeheuer

Tab. VI.

11



12

J. P. Thelott.

heuer ist nicht der Kopf des Löwen, mit den kleinen tiefliegenden Augen; wie plump der Ochse, wie häßlich das Kameel; wie gemein und schläfrig der Esel, und welche fürchterliche Knochenmasse der Elephant! Wer hingegen möchte wohl an einem vollkommnen Pferde etwas anders wünschen? Von den frühesten Zeiten nahm daher der Mensch dieses Thier zur Hausgenoßenschaft auf, und behandelte es mit einer Sorgfalt, Liebe und Achtung, wie kein anderes Thier; denn keines außer ihm wurde je mit seines Herrn Leiche zu Asche verbrannt, um es auch im Tode nicht von ihm zu trennen; keines Abstammung sorgfältiger aufgezeichnet; keines von mehr Dichtern besungen, keines öfter von großen Künstlern abgebildet, auf keines Thieres Schmuck und Wohnung solche Summen verwendet. Dafür aber belohnet auch dieses gute Thier diese ausgezeichnete Aufnahme dem Menschen. Es trägt ihn muthig ins Getümmel der Schlacht, und flieht pfeilschnell aus derselben, je nachdem sein Herr will. Stolz tummelt es sich im Turnier, verfolgt auf der Jagd die gewünschte Beute, pflügt unsre Felder, bringt uns und unsre Habseligkeiten von einem Orte zum andern, verläugnet sein natürliches Feuer und seinen Muth, um sich nach dem Willen seines Füh-

rers ganz zu bequemen, ja strengt sich oft im Dienste seines Herrn so an, daß es des Todes Opfer wird. Ein so edles, treues Thier verdient, daß wir es recht nahe kennen lernen, und es wird keiner Entschuldigung bedürfen, wenn wir ihm etwas mehr Raum widmen.

Das Pferd, das in die **Ordnung** der **Einhufigen** gehört, hat durch den Verlust seiner Freyheit und seine Unterjochung nichts verloren, sondern gerade ihnen seine größten Vorzüge zu verdanken. Denn obgleich **ursprünglich wilde Pferde** nicht mehr angetroffen werden, so läßt sich doch dieses aus den **verwilderten** hinlänglich schließen. Diese sind meistens struppicht, klein, häßlich, und dabey ganz unbändig. Grausam aber sind sie nie. Denn nie wird ein noch so unbändiges Pferd sich seiner Stärke, woran es den meisten Thieren überlegen ist, bedienen, um schwächere Geschöpfe feindselig anzufallen. In friedlicher Geselligkeit ziehen sie Heerdenweise herum, führen weder unter sich, noch mit andern Thieren, Krieg, und nehmen, ohne nach Beute oder dem Fleische derselben lüstern zu seyn, mit den wenigen Kräutern und Pflanzen, die ihr gemäßigter Appetit ihnen zum Bedürfniße macht, vorlieb. Sie spielen miteinander,

ander, laufen in die Wette, schwimmen durch Flüße, setzen über Graben, und verkürzen sich so die Zeit; quälen werden sich diese gutartigen Thiere nie. Nicht selten faßt Eines zu einem Andern eine vorzügliche Neigung. So erzählt man von einem Kavalerie-pferde, welches so alt geworden war, daß es sein Stroh und Haber nicht mehr kauen konnte. Die Beyden, die gewöhnlich neben ihm stunden, thaten ihm aber diesen Liebesdienst, und legten ihm das Futter gekaut hin. Nur diese Großmuth erhielt den Greis geraume Zeit.

Die zunehmende Bevölkerung ist Ursache, daß die **ursprünglich wilden Pferde** allenthalben zahm gemacht worden sind. Die **wild herumirrenden in Amerika** sind eigentlich zahme, denen man die Freyheit schenkte. Das Erstaunen der Einwohner von **Mexiko** und **Peru** bey der Ankunft ihrer Plaggeister, der **Spanier**, und ihre Ungewißheit, ob nicht Mensch und Pferd ein Wesen ausmache, beweist hinlänglich, daß ihnen diese Thierart gar nicht bekannt gewesen sey. Auf **St. Domingo** trifft man ganze Heerden an. Sie stutzen, wenn sie einen Menschen erblicken. Der Anführer derselben nähert sich etwas, schnaubt entsetzlich durch die Nase, und

nimmt

nimmt alsdann mit der ganzen Heerde die Flucht. Die Einwohner fangen sie in Schlingen, lassen sie ein Paar Tage gefesselt Hunger und Durst leiden, und machen sie so vollkommen zahm. Entwischt ein Solches wieder, so nimmt es zwar die vorige Wildheit wieder an; allein so bald sein alter Herr sich nähert, so läßt es sich gutwillig fangen. Ein anderes Mittel, ein unbändiges Pferd zahm zu machen, ist, es verkehrt in den Pferdstand zu stellen, und ihm Tag und Nacht eine Handvoll Heu vorzuhalten, ohne zu gestatten, daß es sich niederlege. Ein Versuch, der zwar sehr hart ist, aber auch das wildeste Pferd bald sanft machen wird. Indessen macht der Indianer am Oronoco nicht so viele Umstände. Er schwingt sich sehr geschickt auf ein wildes Pferd, klammert sich mit den Knien fest, und läßt es so lange rennen, bis es fast umsinkt. Hiedurch wird es so zahm, daß es ihm wie ein Hund nachfolgt.

Das Pferd scheint die Sklaverey der Freyheit vorzuziehen. So ein ewiges Einerley auch sein Futter ist, so wirthschaftlich auch sein Herr, bey der Quantität desselben, mehr seinen Beutel, als den Hunger des Pferdes zu Rathe zieht, so wird es allemal den Stall dem Wald und der Wiese vorziehen. Schon

von

von Weitem wittert es ihn, und verkündet seine Ankunft durch ein frohes Wiehern. Auch wird dasselbe in Ställen fetter, als bey der überflüßigsten Nahrung in der Freyheit. Der **Lappländer** wagt daher gar nichts, wenn er beym Anfange des Frühlinges seinem Pferde die Freyheit schenkt. Denn sobald er, wenn der Winter eintritt, in den Wald geht, wo sich sein Pferd einstweilen aufhielt, so geht es willig mit ihm, um den Winter über ihm zu dienen. Uebrigens ist das Pferd mit allem zufrieden. Es genießt bey dem **Araber** Gerste, Datteln, Kameelmilch; bey dem **Indianer** Reis; bey dem **Ißländer** trockne Fische, und bey **uns** Heu, Haber, Heckerling, Brod.

Gebiß und **Sporn** sind als Zwangsmittel erfunden worden, um das Pferd nach dem Willen des Reiters zu lenken und seinen Lauf anzufeuern. Die große Fühlbarkeit des Maules gab zum Erstern Veranlassung. Indessen fordert eben diese Empfindlichkeit Schonung; denn ein ungeschickter, am Gebiße beständig zerrender Reiter kann es leicht **hartmäulig** machen. Zieht er vollends dieses an sich, und berührt zugleich mit dem Sporn das Pferd; so weiß das arme Thier nichts anders zu thun, als sich auf-

zubäumen, weil es durch jenes zurückgehalten, durch diesen angetrieben wird. Zwey Dinge, die zu gleicher Zeit nicht möglich sind.

In den Farben der Pferde herrscht die größte Mannigfaltigkeit. Die von **einfacher Farbe** sind: die weissen, isabellenfarbnen, fuchsfarbnen, braunen und schwarzen. Die von **gemischter Farbe** sind: apfelgrau, hellbraun, lichtgrau, rothgrau. Rothschimmel, Mohrenköpfe, staarenfarbige; Schweisfüchse, mausfarbige, wolfsgraue, Schwarz- Roth- Braunschecken. Die von **außerordentlicher Farbe**: Tigerfarbe, schöngescheckte, Porcellanfarbe, Pfirsichsblüthfarbe, Silberschimmel, Fliegenschimmel. Unter allen diesen Farben gibt es wieder eine unendliche Menge Abstufungen, so daß bloß die Namen derselben ganze Seiten füllen würden. Ein guter Pferdekenner wird uns hierüber in einem Stalle mehr in einer Stunde zu lehren wissen, als das dickste Buch. Er würde sich aber hiebey nicht des Ausdrucks **Farbe** bedienen, sondern gewöhnlich sagen: **das Pferd hat dieses oder jenes Haar, diese oder jene Haut**: so wie er auch den weißen Fleck an der Stirne eine **Bläße** oder **Stern** nennen, und von einem an den Füßen weit herauf ge-

henden weißen Flecken sagen würde: **dieses Pferd ist zu hoch geschuhet.** Stünden die Haare aufwärts, fast wie die Blätter einer Blume, und formirten kleine Trichter, so könnten wir ihn von einer **Aehre**, und liefe ein Streif von Haaren, die gegen den Strich giengen, am Halse herunter, gar von einem **römischen Degen** reden hören.

Der **Hengst** ist gewöhnlich feuriger, lebhafter, und hat einen dickern Hals, als die **Stutte**. Sein Schritt ist majestätischer und fester: auch ist er dauerhafter und stärker. Seine Tugenden und Fehler pflanzen sich auf seine Nachkommen fort. Der **Zuchthengst** in einer Stutterey muß daher schön, wohlgebaut, munter, am ganzen Körper gesund und von einer guten Rasse, er muß muthig, gelehrig, von empfindlichem Maule, freyen Schultern, sichern Schenkeln und starken Sehnen seyn. Ein scheues, boshaftes, stätiges Pferd zeugt auch solche Füllen. Sonderbar ist es, daß die trefflichste Rasse schon bey der dritten Zeugung verlischt, so daß man die Stutterey, nach einiger Zeit wieder mit frischen Beschälern, aus dem Lande selbst, wo die Rasse herstammt, versehen muß. Die **Belege** oder **Brunstzeit** währt gewöhnlich vom Anfange des Aprils bis in den Brach-

 monat.

monat. Die Stutte trägt 11 Monate und etliche Tage, und wirft ihr Junges stehend. Nach 5, 6, 7 Monaten entwöhnt man das Füllen, und läßt es nicht mehr saugen. Dann bekommt es täglich zweymal Kleyen und Heu. Vor dem dritten Jahre ein Füllen zu striegeln, ist eben so wenig rathsam, als es vor dem vierten zuzureiten. Ueberhaupt aber ist bey Pferden, die gebraucht werden, der Striegel so nöthig als das Futter selbst. Denn der Pferdeschweiß ist so scharf, daß er die Haut zernagt, wenn man ihm Zeit läßt, sich fest anzuhängen, und dann hat das arme Thier weder Tag noch Nacht Ruhe. Man beschlägt es beyzeiten, um den Huf gut zu erhalten. Nach dem vierten Jahre ist Zeit, das junge Pferd abzurichten. Man gibt ihm nun auf der Reitschule die gehörige Erziehung, um es in allen seinen Bewegungen dem Willen des Menschen gehorsam zu machen. Der natürlichste und gelassenste Gang desselben ist **Schritt** und **Trab**. Man verlangt, daß es den Vorderschenkel frisch und leicht hebe, den aufgehobenen Schenkel sicher und gleich niederfallen lasse, und weder mit dem Hintertheile des Hufs, noch mit dem Schusse d. i. mit der vordern Schärfe desselben auftrete. Das Kreuz darf nicht schwanken, und die

Schul=

Schultern müssen frey seyn. Der **Schritt** hat vier Zeitabschnitte (Tempo), der **Trab** zween, und der **Galopp** drey. Letzterer ist eine Art Sprung. Eine vierte, aber unnatürliche Art des Ganges ist der **Paß**. Er ist für das Pferd sehr ermüdend, und macht es bald stumpf. Dieß ist auch sehr begreiflich; weil bey **Einem** Schritte im Paß die beyden Schenkel einer Seite zugleich sich fortbewegen, und so die beyden Seiten wechselsweise ohne Ruhepunkt sind. Sehr bequem für den Reiter ist übrigens ein **Paßgänger** (Zelter).

Die **vollkommne Schönheit eines Pferdes** erfordert einen magern, dünnen nicht allzulangen **Kopf**, den es stolz in die Höhe trägt, kleine, gerade, unbewegliche **Ohren**, recht oben am Kopfe, und nahe beysammen; die **Stirne** muß schmal und erhaben, die **Augengruben** wohl ausgefüllt, die **Augenlieder** dünne, die **Augen** helle, feurig, groß und hervorragend, die **Kinnlade** (Ganasse) mager, die **Nase** etwas gebogen, die **Nasenlöcher** wohl gespalten, die **Scheidewand** zwischen ihnen dünne, die **Lippen** zart und das **Maul** nicht allzuweit seyn. Ferner: ein hohes **Vorderroß**; platte,

nicht allzuschmale, **Schultern**; einen sanft und unmerklich gebognen **Rücken**; ausgefüllte **Flanken** oder Seiten; ein rundes, starkes **Kreuz**; fleischichte **Hüften**, Oberschenkel und Schwanzriebe; ein rundes Vorderknie; schlanke Knochen; schwarzes glatt und glänzendes Horn; einen hohen Huf, eine dicke hohle Sohle.

Das **Alter der Pferde** genau beurtheilen zu können, ist dem Pferdeliebhaber ein Hauptpunkt. Von den Zähnen kann man das sicherste Merkmal hernehmen. Das Pferd hat in allem 40 Zähne; 24 **Backen**: 4 **Hunds**= und 12 **Schneidezähne**. Die Stutten haben entweder keine, oder nur sehr kurze Hundszähne. Die Backenzähne entscheiden für das Alter nichts, wohl aber die übrigen. Die **zwölf vordern Zähne** erscheinen vierzehn Tage nach der Geburt. In einem Alter von drittehalb Jahren, verliert ein junges Pferd von den vier Mittelsten zuerst zween oben, und dann zween unten. Ein Jahr nachher vier andere neben jenen, die inzwischen wieder gewachsen sind: und wieder ein Jahr nachher, die vier noch übrigen. An der Stelle dieser vier Milchzähne kommen wieder vier andere zum Vorschein, die aber weit langsamer wachsen, als jene,

jene, die an die Stelle jener acht traten, die zuvor ausgefallen waren. Diese letzten vier Zähne heißen **Eckzähne.** Sie sind eigentlich die wahren Merkmale, woran man das Alter des Pferdes beurtheilt. Von der Mitte des Kinnbackens nach beyden Seiten ist allemal der dritte ein Eckzahn. Außer der Höhlung, die in ihnen ist, haben sie auch einen schwarzen Flecken in derselben. Ist nun das Pferd vier und ein halbes oder fünf Jahre, so ragen die Eckzähne kaum über das Zahnfleisch hervor, und die Höhlung ist sehr merklich. Zwischen sechs und sieben Jahren füllt sich diese etwas, und der Flecken wird kleiner. Vom siebenten bis achten Jahre füllt sich jene, und dieser verschwindet ganz. Jetzt vom achten Jahre an entscheiden die Eckzähne nichts mehr, sondern die **Hundszähne** oder **Hacken.** Je stumpfer, abgenützter und länger diese erscheinen, destomehr über zehn Jahre hat das Pferd zurückgelegt. Vom vierzehnten Jahre an zeigen sich graue Haare an den Augenbraunen, die Augengruben werden tiefer und die Furchen des Gaumens sichtbarer. Auch beym Pferde steht die Lebensdauer im Verhältniße mit der Zeit des Wachsthums. In vier Jahren ist es vollkommen ausgewachsen, und sechs oder siebenmal so lange

lebt

lebt es (25—30). Freylich weicht auch hier die Natur zuweilen von ihrer Regel ab.

Die in Europa und China so allgemein herrschende Gewohnheit, die Pferde zu **wallachen**, wird von den Morgenländern getadelt. Man vermindert dadurch freylich ihren Muth und ihre Stärke, aber an Gelassenheit, Sanftmuth und Gelehrigkeit gewinnen sie. Die beste Zeit zu dieser Operation ist der Frühling, und das schicklichste Alter zwischen dem zweyten und dritten Jahre. Prof. Wollstein ist Erfinder einer neuen, minder gefährlichen Methode.

Alle Jahre einmal **fallen** den Pferden, wie den andern behaarten Thieren, **die Haare aus**. Dieß geschieht im Frühlinge, zuweilen auch im Herbste. Sie sind dann kraftloser, und müßen, mehr als sonst, geschont, und reichlicher gefüttert werden. In feuchten, morastigen Ländern legen sogar einige jährlich das Horn ab. Mähne und Schweif findet man bey ihnen von verschiedener Länge. In Dresden wird eine Mähne von 9 Schuh, und ein Schweif von 25 Schuh den Fremden gezeigt.

Die **Stimme der Pferde** ist ein **Wiehern**, worin aber der **Hengst** es den Stutten und Walla-

chen

chen zuvor thut. Man bemerkt fünferley Veranlassungen, wo er es hören läßt: allein, er weiß sich immer anders auszudrücken. Geschieht es aus **Freude**, so sind die Töne hoch und hell. Wiehert er aus **Verlangen**, so dauert die Stimme nicht lange, und endigt sich in tiefern Tönen, ohne daß er dabey ausschlüge. Ist er **zornig**, so ist der Schall kurz, schnell, hoch. Vor **Furcht** rollt er nur einige tiefe, rauhe Töne zur Nase heraus. Der **Schmerz** erpreßt ihm endlich ein brausendes Schnarchen, nach den Abwechslungen des Aus- und Einathmens. Diejenige **Pferde**, die oft wiehern, ungeduldig die Erde scharren, und gleichsam nie müßig seyn können, hat man immer als die besten und edelmüthigsten befunden. Es weist zum öftern seine Zähne, als ob es lachte, streckt die Zunge weit heraus, und leckt sich selbst, daher man oft in seinem Magen einen Klumpen Haare findet. Bey ungewöhnlichen Dingen stutzt es leicht, und stellt die Ohren nach dem Gegenstande hin, wo der unerwartete Schall herkam. Falsche Pferde spielen mit den Ohren, so daß sie immer abwechselnd eines vorwärts, das andere hinterwärts halten: gerade, als wenn sie an zwey Orten zugleich horchen wollten.

Das Pferd schläft kaum zwo oder drey Stunden hintereinander. Es gibt sogar welche, die stehend schlafen. Die Wallachen sind gewöhnlich schläfriger als die Hengste. Im Saufen ist das Pferd genöthigt, Maul und Nase in das Wasser zu stecken, und das Wasser mit einem Athemzug in sich zu ziehen. Seine Zunge ist zu plump, um sie, wie der Hund, statt einer Schaufel zu gebrauchen. Man thut daher, um es vor Rotz und Schnuppen zu bewahren, sehr wohl, ihm nach dem Saufen die Nasenlöcher abzutrocknen.

Unendlich sind die **Verschiedenheiten**, die der Einfluß des Himmelsstriches unter diesen Thieren erzeugt hat, ja die Menschen haben selbst die Natur veredelt, und durch Vermischung verschiedener Arten, neue, vortreffliche Rassen hervorgebracht. Ihr Kunstfleiß, ihre Beharrlichkeit wußte, die vorzüglichen Eigenschaften dieser und jener Gegend in die Ihrige zu verpflanzen.

Unter allen Pferden ist das **arabische** das schönste. Die ärmsten Araber halten Pferde; allein lieber Stutten als Hengste, weil jene Hunger und Durst besser ertragen können. Die Hengste, die sie nicht zu Zuchthengsten brauchen, verkaufen sie an die

Türken.

Türken. Man kann nicht sorgfältiger seyn, als sie sind, um die Reinheit der Rassen zu erhalten. Sie haben **drey Klassen.** In die erste gehören die **Edlen,** die sich ganz rein erhalten, und sich eines alten Herkommens von Edlen zu rühmen haben. Die **zweyte** enthält solche, die zwar alte und gute Vorahnen, aber doch sich in ein Mißbündniß mit einer unedlern Stutte eingelassen haben. In die **dritte** gehören alle Pferde, die nicht von Familie sind. Die Letztern sind wohlfeil, auf die Erstern setzen sie einen Preis von zwey bis dreytausend Piastern. Die Reinheit der Abkunft ist den Arabern eine so wichtige Angelegenheit, daß eine Stutte vom ersten Range nicht anders, als in Gegenwart glaubwürdiger Zeugen belegt werden darf. Diese verfertigen ein von Notarius (des Emirs Sekretär) und Zeugen unterschriebnes und besiegeltes Instrument über das Ahnenregister der beyden Thiere. Eben solche Umstände gehen bey der Geburt des Füllens vor. Der Käufer bekommt, gegen Erlegung der Gebühren, diese Dokumente. Bey den Arabern gehören die Pferde zur Familie. In ihren Zelten liegen Herr, Frau, Kinder, Stutte und Füllen auf einer Streu untereinander. Man kann an den Pferden die größte Vorsicht bemer-

ken, keine Bewegung zu machen, die die Kinder beschädigte, welche nicht selten auf dem Hals oder Leib derselben schlafen. Aber dafür werden sie auch als Freunde des Hauses behandelt und nie geschlagen, vielmehr gibt ihnen der Araber die liebreichsten Worte. Die leichteste Bewegung mit dem Steigbügel ist hinreichend, sie in pfeilschnelle Bewegung zu setzen. Wenn der Reiter herunterfällt, so bleiben sie stehen, bis er wieder aufsteigt. Sie springen über Graben und Hecken, und laufen einem Strauße gleich. Ihr Futter ist Gerste, die man ihnen in einem Sacke bey Untergang der Sonne über den Kopf hängt. Den ganzen Tag über bekommen sie nichts. Geputzt werden sie sehr sorgfältig, und bleiben den ganzen Tag aufgezäumt und gesattelt.

Ihnen am nächsten kommt das **barbarische** (13). Sein zierlicher schlanker Hals, seine dünne, aber lange Mähne und schöner Wuchs zeichnen es vorzüglich aus. Die aus Marokko sollen die schönsten seyn.

Den ersten Rang unter den europäischen Pferden behauptet unstreitig das spanische. Sein langer, dicker Hals, seine starke Mähne, sein feuriges Auge, sein stolzer Gang, seine Gelehrigkeit und Dauer

machen

Tab. VII. 13

14.

machen es zu einem sehr schönen, majestätischen Thiere. Es ist meistens einfarbig, und trägt am rechten Vorderschenkel den Stempel der Stutterey, in der es gefallen ist, eingebrennt. Nicht eher zeigt es Müdigkeit, bis es stürzt.

Die **englischen** (14) stammen von den arabischen und barbarischen her. Sie sind stark, muthig, kühn und ausdaurend. Ein großer Kopf, eine gebogene Habichtsnase, spitzige Ohren, ein erhabner Hals und schlanke Schenkel zeichnen sie aus. Man haut ihnen in der Jugend den Schwanz ab. Eine Gewohnheit, die schon mehr als 1000 Jahre herrscht, und den Erfolg gehabt hat, daß die Füllen jetzt weniger Wirbel zur Welt bringen. Auch die Ohren werden einigen beschnitten. Ihre Geschwindigkeit und Stärke ist außerordentlich. Der Postmeister von Skilton, **Thornhill** wettete, den Weeg von London nach Skilton dreymal hintereinander (zusammengenommen 54 deutsche Meilen) auf mehrern unterlegten Pferden, in 15 Stunden zu machen. Er legte diesen Weeg zum erstenmal in 3 Stunden 51 Minuten, auf acht Pferden, zum zweytenmal in 3 St. 52 M. auf sechsen, und zum drittenmal in 3 St. 49 Min. auf sieben von den schon gebrauchten Pferden

zurück; hatte also in allem 11 Stunden 32 Minuten gebraucht, und die Wette gewonnen. Vorzüglich denken die Engländer noch mit Bewunderung an ihre beyden Renner in Newmarket, **Sterling** und **Childers**. Jener lief in einer Sekunde vom ersten Ansatz $82\frac{1}{2}$ Fuß, mithin schneller als ein Schiff mit vollen Seegeln; dieser zwar nur 46, hatte aber darin nicht seines Gleichen, weil er sich nie überlief, und durch kluge Haushaltung mit seinen Kräften in der Dauer alle andere übertraf. Auch an Stärke zeichnen sie sich sehr aus. Die Engländer haben Pferde, die 60 Centner ziehen, und 70 Centner tragen. Auch sie halten, wie die Araber, Geschlechtsregister. Mancher Beschäler trägt seinem Besitzer jährlich 33000 Gulden, weil jedes Belegen einer Stutte durch ein so vorzügliches Pferd, mit 100 Guineen bezahlt wird.

Die **italiänischen** sind seit einiger Zeit ausgeartet. Dennoch empfiehlt den **Neapolitaner** noch immer ein schöner Wuchs, Stolz und Anstand zum Paradekutschenpferd. Er ist boshaft und ungelehrig.

Besser zu Gespannen, unerschrocken im Krieg, gelehrig auf der Schule, und fertig im Springen ist **das dänische Pferd**. Nahe an dasselbe gränzen die hol-

holländischen, die man, vorzüglich in Frankreich, zu Kutschpferden braucht. Unter den letztern ist der **Friesländer** zwar nicht so schön gebaut, als der Engländer, allein gewiß eben so brauchbar. Er ist kühn, sicher, genügsam, dauerhaft. Sehr lange Haare an den Füßen zeichnen ihn aus.

So schöne Pferde auch **Deutschland** hervorbringt, so sind sie doch gewöhnlich etwas schwer und von kurzem Athem. Sie stammen zwar häufig von türkischen, spanischen, italiänischen Hengsten ab, haben aber doch etwas vom Charakter des Landes, in dem sie gebohren wurden, etwas schwerfälliges, an sich, mit dem sie aber auch deutschen Fleiß, Redlichkeit und Unverdrossenheit verbinden. Bessere Läufer sind die Ungarn und Siebenbürger, Kalmuken, Tartarn ꝛc. Man schlitzt ihnen die Nasenlöcher auf, um ihnen theils mehr Athem zu geben, theils das Wiehern im Kriege zu verbiethen.

Die **französischen** Pferde sind nicht vorzüglich. So gute Jagd- und Postklepper auch Navarra, Limosin, Auvergne und Poitu liefern, so sind sie doch nicht sehr dauerhaft, und haben viel zu starke Schultern. In den königlichen Stuttereyen kommt den

Kö-

König jedes vierjährige Pferd auf 6000 Livres; so gewissenhaft werden sie verwaltet.

Obgleich der **Türke** die arabischen, barbarischen und ungarischen Pferde sehr liebt, so hat er doch auch einheimische Pferde von ungemeiner Feinheit, Anmuth und Feuer. Sie sind aber sehr empfindlich und bald müde. Ihre Schenkel sind vortrefflich, Hals und Kreuz aber mittelmäßig.

Mehr Ursache, auf seine Pferde stolz zu seyn, hat der **Perser**. Auf seinen schönen Weiden ist immer eine ungeheure Menge derselben. Sie haben insgesammt einen leichten Kopf, einen feinen Hals, eine schmale Brust, wohlgemachte Ohren, dünne Schenkel und ein sehr hartes, schwarzes Horn. Dabey sind sie gelehrig, kühn, leicht und zu Duldung der größten Strapazen geschickt. Der Perser weiß nichts vom Wallachen, und bedient sich keines Spornes. Der Steigbügel ist ihm überflüßig, weil sein Pferd, wenn er aufsteigen will, niederkniet.

Die Pferde, die aus **Indien** stammen, sind schlecht, klein, träge. Ein mogolischer Prinz ritt gewöhnlich ein solches, das nicht größer als ein Windhund war. Sonderbar ist es, daß das Schiff **Northingthon** einmal ein **indianisches Pferd** nach

England

Tab. VIII.

15.

16.

England brachte, welches so begierig nach Fleisch war, daß es einen Menschen anfiel. Es ist eher zu vermuthen, das Thier sey rasend gewesen, als daß es sich aus einem grasfressenden Thiere in ein fleischfressendes verwandelt habe.

So klein und unansehnlich auch die **nordischen Pferde** sind, so haben sie doch die Gabe, auf den steilsten Felsen mit einem Reiter auf und ab zu klettern; und einen Muth, den selbst Bären oft erfahren. Denn wenn ein solcher eine Stutte mit Füllen anfallen will, so läßt sie diese hinter sich treten, und gebraucht dann ihre Vorderfüße wie ein Paar Tromelstöcke, auf dem Kopf des Bären. Gelingts diesem aber von hinten auf ihren Rücken zu springen, so ist sie verloren, und rennt mit diesem grausamen Reiter, bis sie todt zu Boden stürzt.

Man hat **den Theilen des Pferdes** verschiedene Benennungen gegeben, von denen wir die wichtigsten nach Tab. VIII. 15. anführen wollen. Die Schläfe des Pferdes heißen: **Augenadern** (a). Die Vertiefungen über dem Auge, in dem die Hornhaut das Glas und das hintere der Boden genannt wird: **Augengruben** (b). Die Ohrendrüsen im

Winkel des Kinnbackens: **Feifel** (c). Der untere Kinnbacken bis an die Kehle hin: **Ganasse** (d). Der Knorpel, der die Nasenlöcher umgibt und scheidet: **Maus** (e). Das Ende der Nase: das Schloß. Die Höhlung in der Mitte der Ganasse: **Kanal**. Der Ort zwischen den beyden **Schultern** (h): die **Brust** (f). An den Schultern ist: 1. das **Schulterblatt**; 2. das **Schulterbein**; 3. der **Ellenbogen**; und 4. der **Regel**. Da, wo die beyden Schultern zwischen dem Hals und Rücken zusammengehen: das **Vorderroß** (g) oder auch **Wiederriß**. Der Rücken wird zum öftern **Nieren** genannt, die eigentlich da liegen, wo sich der Sattel endiget (i). Die **Schwanzriebe** ist der unbehaarte Theil des Schwanzes (der Ruthe). Die **Flanken** (k) sind da wo die Rippen aufhören und gehen bis zum **Hüftbeine** oder den **Anken**. (l) Das Kreuz oder **Gruppe** (m) ist rund, und geht von den Lenden bis zum Schwanze. Die Kugel (n) die sich unter dem Knie und dem Schienbein, oder Röhre, befindet, heißt: **Köhde**; der an ihr sitzende Büschel Haare: **Zode**; und das daran befindliche Horn: **Sporn**. Der **Fessel** (o) ist der Theil von der Köhde zur **Krone**, (p) welche die mit Haaren bewachsene

wachsene Erhöhung unter dem Fessel ist. An dem Hufe, der aus Horn besteht, heißt der scharfe, vordere Theil: **Schuß** (q), die Seiten desselben **Wände** (r). Die zween Theile, worein sich der Huf bey s scheidet: **Strahlen**, und wo diese sich vereinigen: **Gabel**, Die Gegend des Schenkels (t) heißt die **Leiste** und bey u die **Kniekehle**. Unter ihr ist der **Spat**, eine kleine, hornartige Geschwulst.

Uebrigens frage Niemand, woher die sonderbaren Namen: Augenadern, Spat, Feifel u. d. m. für die sich kein Grund angeben läßt. Sie verdanken ihr Daseyn einem Zeitalter, das seine Armuth an Sachkenntnissen durch abentheuerliche Namen bedeckte, und weil es dem Verstande wenig zu thun gab, desto mehr das Gedächtniß auf die Folter spannte. Lieber möchte man fragen, warum Naturforscher sie beybehalten haben; und noch immer eine Ohrendrüse: **Feifel**, und einen Nasenknorpel **Maus** nennen mögen.

Das Pferd **ist manchen Krankheiten** unterworfen, und hat oft geheime Fehler, die dem beßten Kenner entgehen. Ein großer eckichter Kopf; Lappohren, die es dem Schweine gleich hängen läßt;

allzugroße oder zu kleine Augen; ein Flecken in denselben, der **Drache** heißt, und mit der Zeit sich ausbreitet; eine plumpe Ganasse, in der sich zuweilen ein Geschwür zeigt, das bey jungen Pferden die Stelle der Kindsblattern vertritt; allzu dicke und fette Gaumenfurchen; ein verkehrter und hängender Hals; **vernagelte** Schultern, die nicht gelenkig sind; ein Hänge oder Kuhbauch; leere Flanken; ein allzuspitziges oder allzuabgeschliffenes Kreuz; hervorstehende Hüften, ein **Ratten** (d. h. ein allzudünner) Schwanz; ungestalte **Röhden**; geschwollne **Kniee**; **Speckfüße** (d. h. allzudicke); weißes Horn u. d. m. sind gewöhnliche äußerliche Fehler. Wenn ein Pferd die Gewohnheit hat, einen Hinterfuß auf die Spitze zu stellen, und einen vordern vorzurücken, so nennt man dieß: **den Weeg von St. Jakob weisen.** Außerdem sind Pferde dem Rotz, Wurm, Koller, Sucht und andern Krankheiten, die ein Gegenstand der ars veterinaria sind, sehr ausgesetzt, und die Kultur gab ihnen, wie dem Menschen, Uebel, die im rohen Zustande ihnen unbekannt geblieben wären.

Der Gebrauch **und Nutzen** dieser uns so unentbehrlichen Thiere ist bekannt genug. Nur ist noch

das

das anzumerken, daß sie selbst nach ihrem Tode noch nützlich sind. Ihr Fleisch wird von vielen Nationen mit großem Appetit verzehrt. Die **Kalmucken** haben immer welches **hinter** (nicht **unter** dem Sattel, um es mürbe zu reiten) ihrem Sattel, um davon sogleich abzuschneiden, und bey den **Usbecker Tartarn** ißt der Adel den Kopf, der Pöbel das Uebrige. Selbst in Moskau kauft man welches in der Fleischbank. Die **Pferdemilch** wird von vielen als etwas sehr vortreffliches genoßen, und Milchbranntwein damit gemacht. Der **Pferdemist** ist ein sehr hitziger Dünger. Die Norwegischen Bauern füttern im Winter ihre Kühe damit; so wie er auch mit Kleyen, Rockenspreu u. d. für die Schweine ein gutes Futter abgeben soll. Aus den **Haaren** werden Bogen zu Instrumenten, Siebe, Polster, Kißen, Seile u. d. aus der **Haut** Geschirre und Riemen, und aus dem **Horn** Kämme verfertigt. — Dieß sey genug von einem Thiere, das uns so unentbehrlich ist. Wir wollen es keinem verdenken, der es sehr werth hält, und unserm Zeitalter Dank wissen, daß es für die Gesundheit desselben, besser als je eines, zu sorgen anfieng.

Tabula IX.

Die Giraffe.

Camelopardalis, *le Caméléopard.*

Der Hengst. (17)

Die Stutte. (18)

Die Natur, in deren Werken die größte Mannigfaltigkeit herrscht, scheint bey diesem Thiere, die Theile von andern entlehnt, und ein höchst sonderbares Ganzes hervorgebracht haben. Sie nahm vom Pferde den Kopf, vom Kameel den schlanken Hals, vom Rehbock die Kolben, vom Pardel die fleckichte Haut, fügte noch Eigenheiten hinzu, die kein anderes Thier besitzt, und bildete so die Giraffe. Sie gehört unter die Säugethiere mit gespaltnen Klauen, und ist unstreitig höher als alle Landthiere. Denn wenn dieses Thier aufrecht steht, so ist es sechszehn Schuh hoch. Seinen sieben Schuh langen Hals trägt es gewöhnlich wie ein Schwan senkrecht. Gegen diese Höhe, die selbst die eines Elephanten übertrifft, sticht die Länge desselben sehr sonderbar ab; denn diese beträgt von der Brust bis zum Schwanze kaum sieben Schuh. Auch in Absicht der

Tab. IX. 17.

18.

Füße bemerkt man eine auffallende Abweichung von der fast allgemeinen Einrichtung in der Natur. Denn die Vorderfüße sind um ein beträchtliches höher, als die Hinterfüße. Zwar stehen die Kniee der Vorder- und Hinterschenkel gleich hoch, aber der Hinterschenkel selbst steht tiefer als der vordere; daher vom Schwanze an der Leib gegen den Hals zu, wie ein Gebirge, allmählig in die Höhe steigt, indessen der Hinterleib in der Tiefe bleibt.

Die **Ohren** der Giraffen kommen mit Ochsenohren überein. Auf ihrem Kopfe stehen zween dichte, knochenartige Auswüchse, die 8 bis 9 Zoll lang sind. Sie sehen fast wie die **Kolben** eines Rehes aus, und haben oben eine Vertiefung, die mit sehr spröden Haaren bewachsen ist. Die Giraffe wirft aber ihre Hörner nie ab, auch bemerkt man an ihnen die Knotenkreise nicht, wie bey andern Thieren. Die **Oberlippe** hängt etwas über die Untere herab. Beyde sind mit einem Knebelbarte geziert. In der obern Kinnlade hat dieses Thier keine **Schneidezähne**; dafür aber ihrer achte in der Untern. Die **Zunge** ist scharf, zween Schuh lang; es reißt damit die Pflanzen ab, und verschlingt sie erst hernach, statt daß andere grasfressende Thiere das Gras mit

den Zähnen abmähen. An den Knieen hat es einige struppichte Haare. Der Schwanz ist nackt, und hat unten einen Haarbüschel. Er geht bis über die Hälfte des Fußes herab.

Der **Hengst**, oder die **männliche Giraffe**, ist etwa um zween Schuh höher als die **Stutte**, oder die **weibliche Giraffe**. Mähnen und Hörner haben zwar beyde, allein bey der Letztern sind sie etwas kleiner. Die Flecken, die das **Fell** dieser Thiere so schön machen, unterscheiden sich dadurch von den Flecken des Pardels, daß diese mehr in die Runde gehen, jene aber, der Giraffe, eckigt sind. Bey dem Hengste ist der Grund weißlichgrau, die Flecken aber schwarzbraun. Die Stutte hingegen trägt dunkelgelbe Flecken in gelbgrauem Grunde. Uebrigens mag diese Farbe hie und da einigen Abweichungen unterworfen seyn; denn fast jeder Naturforscher beschreibt den Grund und die Flecken anders. Die neueste und gewiß richtigste Abbildung verdanken wir le Vaillant, dem auch wir bey der Unsrigen gefolget sind.

Die Giraffe ist ein gutmüthiges, fast ganz wehrloses Thier. So sehr auch der erste Anblick Furcht einflößen könnte, so hat man doch von ihr

nie etwas zu besorgen. Kinder dürfen sich an dieselbe wagen und sie betasten, ohne daß sie dieselben beleidigte. Wird sie aber angegriffen, so vertheidigt sie sich mit den Hinterfüßen, und weiß zuweilen sogar einen Löwen von sich abzuhalten. Im Trabe läuft sie schneller als das beste Pferd. Dieß sowohl, als auch ihre natürliche Schüchternheit hat es bisher noch unmöglich gemacht, sie eigentlich zahm zu machen und zu einem nützlichen Gebrauche abzurichten.

Die **Nahrung** der Giraffe besteht in äußerst Wenigem. Mit Gras und Baumblättern begnügt sie sich ihr ganzes Leben hindurch. Um die erstern vom Baume herabzupflücken, hat ihr die Natur durch den ungeheuren Hals eine große Wohlthat erwiesen. Wenn sie sich bückt, um Gras zu fressen, so sperrt sie die Vorderfüße sehr weit von einander, um fester zu stehen. Sie käuet wieder.

Das **wahre Vaterland der Giraffen** sind die brennend heißen Wüsten des Innern von Afrika. Nie haben sie sich in nördlicheren Gegenden, selbst in den gemäßigtern nicht, verbreitet. Römische Kaiser schmückten nicht selten ihre feyerlichen Triumph-Züge mit ihnen. In neuern Zeiten ist aber fast gar keine **Giraffe** mehr nach Europa gekommen.

Ihr Gang soll eine gänzliche Ausnahme von der Bewegung aller übrigen vierfüßigen Thiere seyn. Sie sollen beyde Vorderfüße zugleich, und dann die Hinterfüße aufheben und sich so fortbewegen. So käme ein wiegender Gang heraus, der überdieß äußerst ermüdend für dieselben seyn müßte. Von diesem Gange soll die Bewegung des Springers im Schachspiele entlehnt worden seyn.

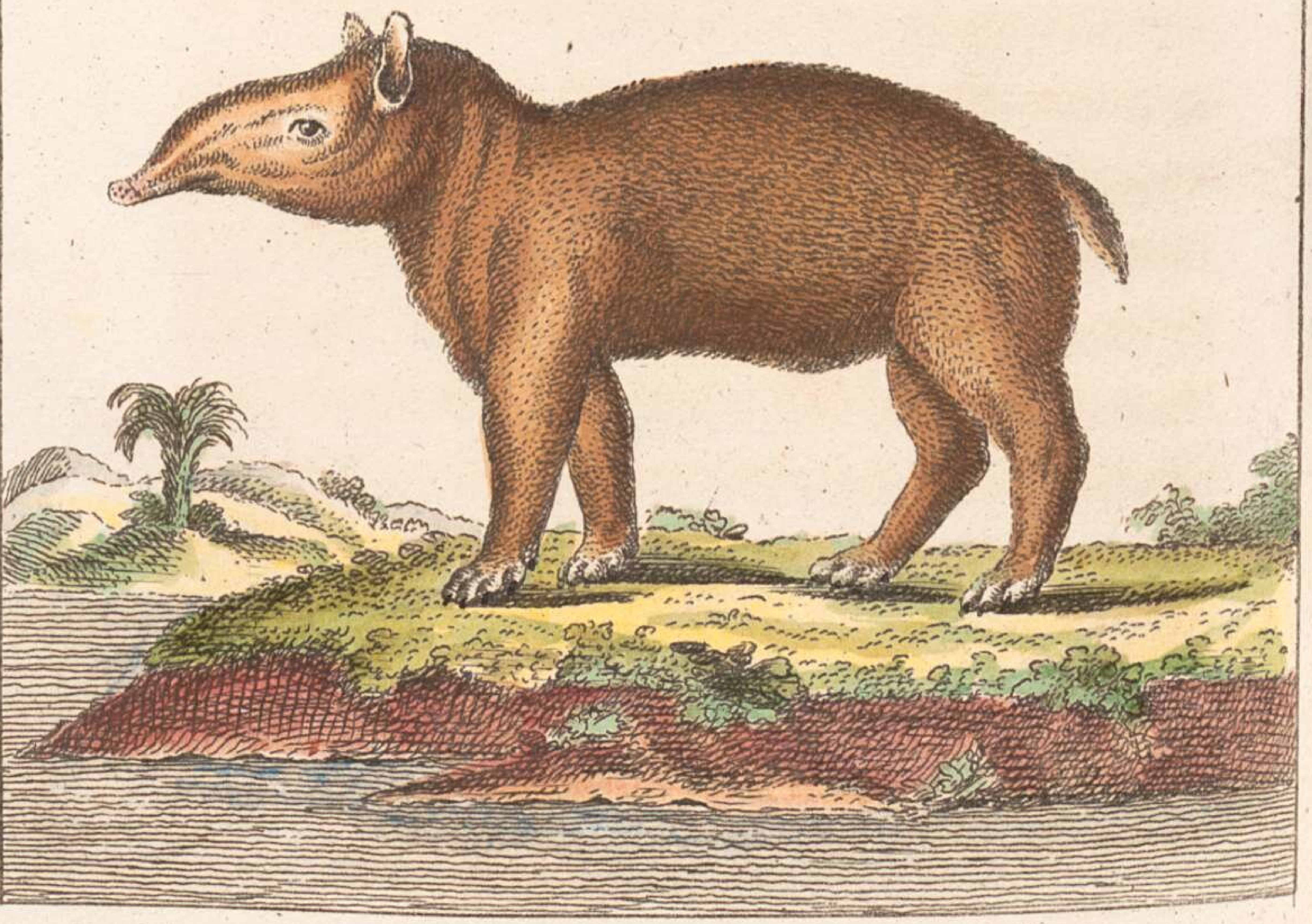
Die Geschichte dieser Thiere ist mit Fabeln und widersprechenden Nachrichten äußerst überladen. Man hat die Lücken, die in der Kenntniß dieser und anderer, wenig beobachteter, Thiere geblieben sind, durch Hilfe der so dienstfertigen Einbildungskraft auszufüllen gesucht. Mancher gutmüthige Reisende schrieb die Wunder und Lügen, die ihm ein Wilder erzählte, oder das, was er bey einem plötzlichen Anblick flüchtig sah, oder zu sehen glaubte, in sein Tagebuch nieder. Daher so mancher naturhistorische Aberglaube, vor dem wir unsere jungen Leser nicht genug warnen können. Es ist zwar der angebohrnen Liebe zum Wunderbaren sehr willkommen, zu lesen, wie z. B. die **Mantichora** halb Mensch halb Thier sey, und einen Schwanz voll giftiger Stacheln, so hart wie Stahl, habe; daß der Vogel **Greif** vier

Füße

Tab. X.

19

20.



Füße habe, und nach Gold weit durstiger, als der Mensch sey; daß der **Drache** einen Diamant im Kopfe, der **Paradiesvogel** keine Füße habe, und der **Phönix** nach einem Alter von 1000 Jahren zu Asche verbrenne, aus welcher ein neuer Phönix auflebe u. d. m. Allein es fehlt diesen artigen Geschichtchen gerade das Erste und Wichtigste — Wahrheit.

Tab. X.

Der Hirscheber, Schweinhirsch.

Babiroesa, *le Barbi-roussa.* (19)

Auch bey diesem Thiere hat die Natur, wie bey der Giraffe, sehr auszeichnende Theile anderer Thiere in Eines verbunden, so daß es fast ungewiß ist, zu welcher **Gattung** man dieses Thier, das übrigens in die **Ordnung der Säugethiere mit gespaltnen Klauen** gehört, rechnen soll. Nach der Größe und dem Wuchse möchte man den **Hirscheber** für eine Hirschart, um seines Kopfs und Rüssels willen, für eine Schweinart, und seiner Füße wegen, für eine Bockgattung halten. Indessen liegt

daran weniger, als an der Kenntniß dessen, was dieses Thier vorzüglich vor andern auszeichnet.

Der **Hirscheber** ist ein **indianisches Thier**, das man vornämlich auf der Insel Boero und den molukkischen Eiländern antrifft. Es hat eine weiche **Haut**, und seine **Haare** sind sehr sanft anzufühlen. Sie kommen der Schafwolle ziemlich nahe. Ihre **Farbe** ist eine Vermischung von aschfarbe, röthlicht und schwarz. Auf dem Rücken sind die Haare zwar etwas spröder, aber nicht borstig, wie bey den Schweinen. Der **Schwanz** kräuselt sich und hat unten einen Büschel. Die **Füße** sind schlank, die **Augen** klein, die **Ohren** spitzig und in die Höhe stehend. Was dieses Thier vorzüglich auszeichnet, sind die ungeheuren 4 **Fangzähne**, deren zween aus der obern Kinnlade durch den Nasenknochen hindurch gewachsen sind, und sich fast zirkelförmig, rückwärts, gegen die Augen zu krümmen. Die zween untern sind kleiner, weniger gekrümmt, und wachsen aus dem untern Kinnbacken bey den Lippen heraus. Diese Zähne sind das schönste Elfenbein, das wegen seiner Feinheit und Glätte den Vorzug vor dem, das wir dem Elephanten verdanken, haben würde, wenn es nur eben so hart wäre. Um vor den nächt-

nächtlichen Ueberfällen der Tiger und anderer Raubthiere in Sicherheit zu seyn, soll der Hirscheber die beyden gekrümmten Zähne als Hacken gebrauchen, um sich an einem hohen Baumast aufzuhängen und so, zwischen Himmel und Erde schwebend, zu schlafen. Auch weiß er damit äußerst geschwind auf Bäume zu klettern, und den Nachstellungen solcher Thiere zu entgehen, die übrigens weit geschmeidiger und leichter als er sind. Andere glauben, er hänge sich nur an die Bäume, um den Kopf ruhen zu lassen und stehend schlafen zu können. Man beruft sich dabey auf den Elephanten, der in sein Behältniß ein Loch bohrt, und seine Zähne hindurchsteckt, um seinen Kopf zu halten. Allein die Schwere des Elephantenkopfs und die Mühe die er hat, um aufzustehen, möchte hier wohl einen Unterschied machen.

Der Hirscheber **nährt sich** mit allerley Kräutern, Laub und Fischen. Die Erde wühlt er nie auf. Seine **Stimme** ist ein Grunzen. Er hält sich mit andern gesellschaftlich zusammen, und läßt, wenn er gejagt wird, eine starke Witterung nach sich. Hiebey kommt ihm aber seine Fertigkeit im Schwimmen sehr zu statten. Selbst untertauchen kann er

sich ziemlich lange. Damit hat ihm die Natur ein großes Geschenk gemacht, denn auf dem Lande würde sein unbehilflicher Gang ihn dem Jäger plötzlich in die Hände liefern. Das Fleisch dieser Thiere soll wie Hirschwildprett schmecken. Wenigstens finden es die Indianer ganz vortrefflich und äußerst schmackhaft.

Tab. X.

Der Tapir,

Tapir, *le Tapir.* (20)

Der Tapir, der von vielen auch Anta, Dante, Tapiroussou, Wasserschwein genannt wird, gehört in die **Ordnung der ungeheuren, dünnbehaarten Säugethiere, mit plumpen, ungestalten Füßen.** (Belluæ) Er ist das größte Thier, das das südliche Amerika hervorgebracht hat, wo überhaupt, wie Büffon anmerkt, die Natur nur ins Kleine gearbeitet und nicht nur die Materie gespart, sondern auch die Formen äußerst versäumt haben soll. Er hat, wenn er ausgewachsen ist die Größe eines mittelmäßigen Ochsen. Der im Verhältniß des

Wuchs=

Wuchses sehr starke Leib ist hinten etwas gebogen und endigt sich in ein breites Kreuz. Die **Farbe** der **Haare** und der Haut ist dunkelbraun. Erstere sind sehr kurz und fein; Letztere äußerst hart; daher die Amerikaner Helme und Schilde damit überziehen. Man bemerkt eine sehr kurze **Mähne** von schwärzlichen Haaren, die fast wie Schweinsborsten sind. Doch scheint diese, wie bey den Löwen, nur ein Unterscheidungszeichen des männlichen Geschlechts zu seyn. Der **Kopf** ist dick, und hat gegen den Rüssel zu einen beträchtlichen Höcker. Die **Ohren** sind fast rund und am Rande mit einem weißen Streifen eingefaßt. Der **Rüssel** endigt sich in eine ganz runde Fläche, fast wie ein Schweinrüssel. Er kann ihn verlängern und einziehen, und bedient sich desselben wie der Elephant des seinigen. Allein die Art von Finger, die dieser an demselben hat, fehlt dem Tapir. Dafür kann dieser das unterste Ende seines Rüssels umschlagen, und das, was man ihm gibt, damit anfassen und ins Maul bringen. In diesem sind 40 **Zähne**, in denen er solche Stärke hat, daß ein Tapir, der dem Erbstatthalter zugehörte, seine schwere Krippe, woraus er sein Futter erhielt, oft von einem Ort zum andern trug. Die

Beine des **Tapirs** sind kurz und stark. Die Vordern haben vier **Zehen**, die Hintern drey. Diese Zehen endigen sich in schwarze, zugespitzte, flache Nägel; deren jeder, da wo er anfängt, mit einem weißen Streif gezeichnet ist. Der **Schwanz** verdient kaum diesen Namen; denn er besteht nur aus einem Stumpf von der Dicke und Länge eines kleinen Fingers. Unten ist er Fleischfarbe. Das **Tapir-Weibchen** ist etwas kleiner. Nur ein Männchen hält sich zu ihr, und es gibt nicht selten eifersüchtige Kämpfe, wenn ein anderes dasselbe verdrängen will. Zehn bis eilf Monat trägt das Weibchen, und wirft ein Junges, das in seiner Jugend sehr schön gefleckt ist. Es verliert aber dieses bunte Kleid sehr bald. Die Mutter hat es sehr lieb, und beugt, wenn es ihr folgt, sehr oft den Rüssel hinter sich, um durch den Geruch zu bemerken, ob es ihr nachkomme. Geschieht das nicht, so pfeift sie ihm. Sie unterrichtet sie frühe im Schwimmen. Die Stimme dieser Thiere ist sehr scharf. Sie lassen sie aber nur dann ertönen, wenn sie zornig oder müde sind. Von dem Tone einer Pfeife soll sie nicht sehr verschieden seyn. Am liebsten sitzen sie auf den Hinterbeinen, wie ein Hund.

Der Tapir ist ein sanftes, gutes Thier, das sich gerne liebkosen läßt, und keinem Menschen noch Vieh etwas zu Leide thut. Er kennt seinen Herrn sehr gut, folgt ihm gerne nach, leckt ihm die Hand, und steckt wohl seinen Rüssel in dessen Taschen, um zu sehen, ob er nicht etwas zum Fressen bey sich habe. Gewöhnlich frißt er Gras, Früchte, Schößlinge, u. d. wenn er in seiner Heimath, Guiana, Brasilien, Amazonenland u. s. w. ist: in Thiergärten aber alles, was man ihm gibt; Rüben, Fische, Fleisch, ja wenn er recht hungrig ist — seinen eignen Auswurf. Im südlichen Amerika sieht man ihn nicht selten, wie ein Hausthier, in den Höfen der Güterbesitzer, wo er mit den Uebrigen im Frieden lebt. Man kann ihn weit vom Hause gehen lassen, am Abende stellt er sich gewiß zu rechter Zeit wieder ein. Aber auch der Zahmste läßt sich ungerne einschiffen. So war in Kajenne ein Tapir, so zahm wie ein Pudel. Man wollte ihn nach Europa führen. Aber kaum war er am Bord, so zerriß er die Stricke, schwamm ans Land, und fand sich bey seiner gewöhnlichen Schlafstelle ein. Jetzt war man vorsichtiger. Die Abreise gieng vor sich. Allein auf dem halben Wege nach Frankreich wurde das

Thier über einen Sturm so unwillig, daß es seine Bande zerriß, die Kiste zerschmetterte, und sich ins Meer stürzte. Gegen Menschen wehrt er sich nie, allein gegen Hunde weiß er sich mit den Zähnen und Füßen so gut zu vertheidigen, daß er schon manchen todt gebissen und getreten hat. Gehör und Gesicht sind scharf. Bey der geringsten Bewegung flieht er. Er kann sehr lange unter dem Wasser sich aufhalten, nur streckt er zuweilen den Rüssel in die Höhe, um Luft zu schöpfen. Allein er ist eben so wenig ein Amphibium, als er ein wiederkäuendes Thier ist. Beydes ist ohne Grund behauptet worden. Zwar liebt er feuchte Gegenden, allein sein Lager sucht er doch gewöhnlich auf trocknen Hügeln. Alle Morgen und alle Abende schwimmt er über einen Fluß um sich zu waschen, weil er sich in morastigen Gegenden leicht besudelt.

Im Winter, der in Kayenne sehr regnicht ist, ist die beste Zeit sie zu jagen. Die Jäger pfeifen ihnen, oder halten ihnen plötzlich brennende Fackeln entgegen, durch deren unvermutheten Anblick, sie ganz taumelnd umstürzen. Den Weeg, den der Tapir einmal in einem Gebüsche gemacht hat, wird er immer wieder nehmen, und durchaus nicht von

demselben weichen. So drückte einmal Einer einen Reisenden, der seine Hangmatte quer über einen solchen Weeg gemacht hatte, hart an einen Baum, und gieng mitten durch eine Gesellschaft Negers, die auf der Erde lagen. Seine Haut ist so derb, daß sie der Kugel widersteht, und sein Fleisch von schlechtem Geschmacke.

Tab. XI. XII.

Der Ochse.

Bos, *le Boeuf.*

Der Hausbulle. (21)

Die Kuh. (22)

Der spanische Stier. (23)

Der Ochse. (24)

Der Mensch hat von seiner Gewalt über die Thiere einen meisterlichen Gebrauch gemacht. Er hat diejenige sorgfältig aufgesucht, die das schmackhafteste Fleisch haben, sie, trotz ihrer Stärke, zu seinen Hausklaven gemacht, durch Kunst und Sorgfalt ihre Vermehrung stärker befördert, als es die Natur gethan haben würde, und sich dadurch ein Recht er-

worben, sie als seine Schlachtopfer anzusehen. Und in der That, er konnte seinen Fleiß auf kein denselben reichlicher lohnendes Thier verwenden, als auf das Rindvieh. Diese uns so wichtigen Geschöpfe fordern von dem Menschen nichts, was sie ihm nicht reichlich zu ersetzen wüßten, und wenn der Fuchs, der Marder, das Wiesel rc. die tausend Geschöpfe, die sie zerstört haben, nur mit ihrem Felle bezahlen; so düngt sich der Ochse die Wiese, die ihn nährt, selbst, und gewährt dem Menschen Vortheile, gegen die das, was er verzehrt, höchst unbedeutend ist. Wir nehmen kaum ein Frühstück, kaum eine Mahlzeit zu uns, wir genießen keinen Bissen Brod, thun fast keinen Schritt, ziehen kein Hemd an, ohne daß dieses Thier Ansprüche auf unsern Dank dafür hätte. Von jeher war in ihm der Reichthum der Menschen, und die beste Stütze des Ackerbaues. Durch dasselbe blühen die Staaten, und wenn der Staat, der durch Erzeugnisse der Kunst und des Luxus reich ist, mit der Veränderung des Geschmackes leicht arm werden kann, so wird es derjenige nie, dessen Wohlstand auf Ackerbau und Viehzucht gegründet ist, weil der Werth der Erdenfrüchte und des Viehes, der Tyranney des Geschmackes und der Mode nicht unterworfen ist.

Der **Ochse** (unter welchem Namen wir hier nicht den verschnittenen Stier, sondern das Rindvieh überhaupt verstehen, **ist ein Säugethier mit gespaltnen Klauen.** Seine **Hörner** sind hohl, mondförmig, glatt, einfach, gegen einander gewandt, mit der Spitze rückwärts gebogen; sein **Schwanz** ist lang und mit einem Büschel versehen. Im **Unterkiefer** sind acht Schneidezähne und keine Hundszähne, im Oberkiefer mangeln ihm hingegen die erstern. Es ist dieß allgemeiner Karakter der **wiederkäuenden Thiere**, und wir ergreifen diese Gelegenheit, etwas von der so wundervollen und weisen Einrichtung des Wiederkäuens anzuführen. Es ist bekannt, daß nur die grasfressenden Thiere, aber freylich nicht alle, wiederkäuen. Dieß war darum nöthig, damit das grobe, wenig organische Theile enthaltende Futter, recht verarbeitet, und durch viele Gänge geläutert würde. Hiezu gab die Natur dem Ochsen vier Magenabtheilungen, und ein ungeheuer langes Gedärme. Er schluckt das Futter handvollweise ein. Durch den Schlund fällt es nun in den **ersten Magen**, der **Wanst** heißt. Er ist der größte, weil in ihm das rohe, unverarbeitete Futter aufquillt, und besteht aus vier Häuten, in denen die

Werkzeuge, das Futter wieder in die Höhe zu stoßen, angebracht sind. Ist dieß geschehen, und hat der Ochse zum andernmale sein Futter gekäuet, so sinkt es wieder in den Wanst, wird aber durch die Muskelfasern sogleich **dem zweyten Magen**, der, seiner Aehnlichkeit mit einem alten Frauenzimmer-Kopfputz wegen, die **Haube** heißt, übergeben. Er ist kleiner, denn das nun besser gekaute Futter braucht auch weniger Platz. Hier verwandelt es sich in eine Art von gehacktem Kraute. Ist noch etwas grobes darunter, so stoßen es hiezu bestimmte Muskelfasern in den Wanst wieder zurück. Hat es im zweyten Magen die Zartheit erhalten, daß es den engen Weeg in den **dritten** passiren kann, so wird es nun diesem übergeben. Er heißt **Faltenmagen** (auch Buch, Psalter). Hier wird alles Flüßige durch die blättrigen Falten in den **vierten Magen, Lab** genannt, gepreßt. War in jenen dreyen noch alles grün, so verwandelt sichs hier in einen milchartigen Saft, der eigentlich das Thier nährt. Am Lab entspringen die so langen **Gedärme**, welche zu noch feinern Absonderungen dienen. Im Grunde ist also das Wiederkäuen eine umgekehrte, peristaltische Bewegung, oder ein leichtes Erbrechen, welches durch die Gegen-

wirkung

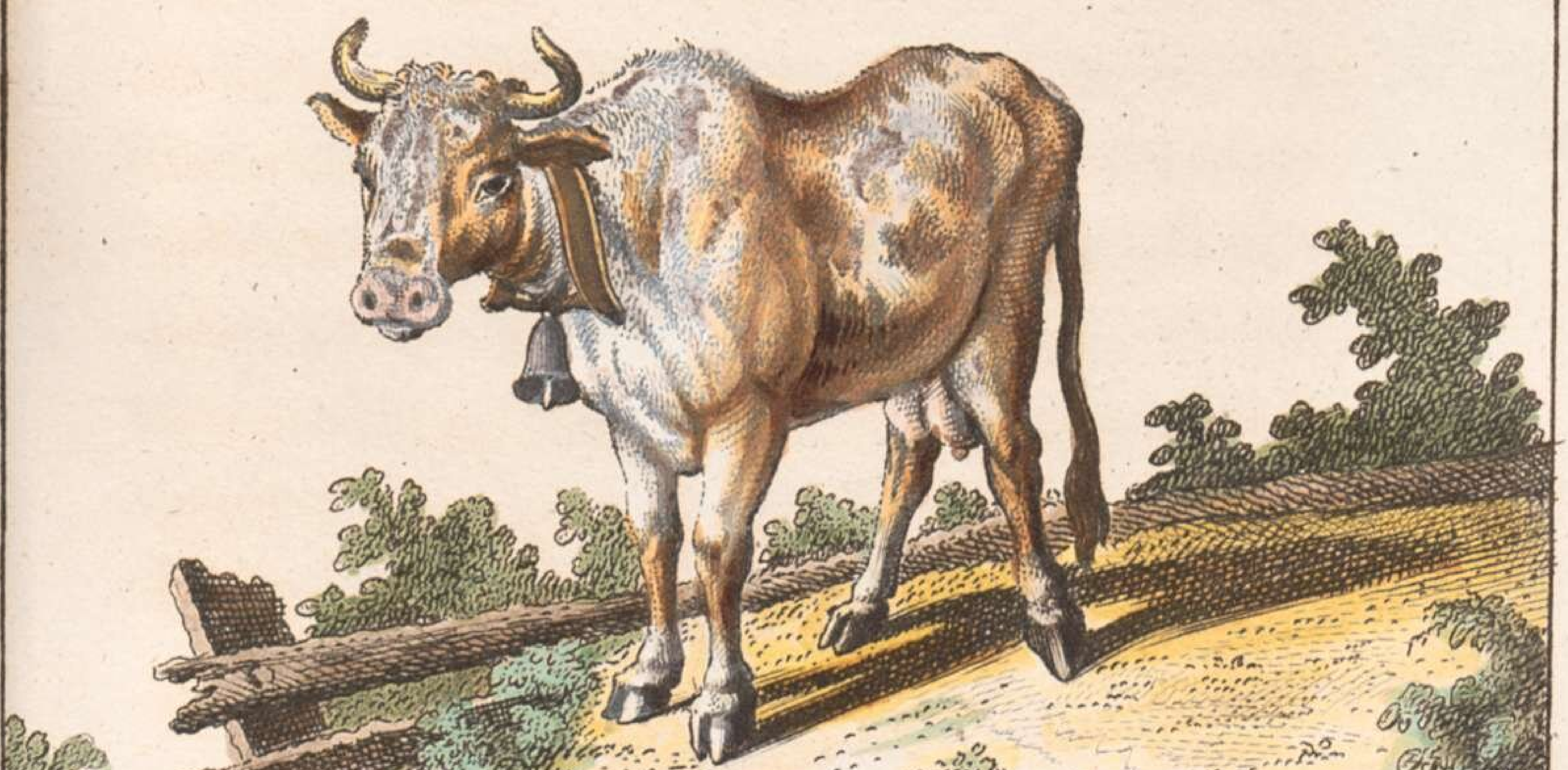
wirkung des ersten Magens auf die darin enthaltenen Speisen, verursacht wird. Der Hauptzweck ist immer, das Futter zu verarbeiten und flüßig zu machen, daher kein Thier, so lange es von Milch lebt, wiederzukäuen pflegt. Höchst wahrscheinlich hat das Vieh dabey mehr Vergnügen, als bey dem ersten Genusse. Denn, wenn es frey von Arbeit und Anstrengung in Ruhe steht, oder liegt, so käuet es wieder. Erschreckt man es schnell, oder verursacht ihm Schmerzen, so hört es sogleich auf. — Welch eine wohlthätige, vortreffliche Einrichtung, die den Schöpfer verherrlicht!

Der **Stier** (**Hausbulle**,) ist unbändig, grimmig und sehr reizbar. Seine **Stirn** umgeben krause Haare. Aus ihr ragen **Hörner** empor, die zwar etwas kürzer als die der Ochsen und Kühe, aber an der Wurzel dicker sind. Die **Beine** und **Lenden** sind stammhaft, die **Augen** schwarz, breit und flachrund, die **Lippen** überhängend. Die **Zunge** ist so scharf, daß das Rindvieh, des beständigen Leckens gewohnt, sich die Haare um das Maul wegleckt, die alsdann im Magen Haarkugeln bilden. Weil dieß schädlich ist, so schmiert man ihnen das Maul mit ihrem Miste, wodurch sie sichs

abgewöhnen. Das von der Kehle herablaufende Fell, das wie ein Strick zwischen die Vorderfüsse herabhängt, wird der **Triel** genannt. Die **Stimme** des Stiers steiget durch 2 bis 3 Oktaven. Er brüllt gewöhnlich nur aus Liebe. Bey Kühen und Kälbern ist sie schwächer und läßt sich auch bey Furcht, Abschen und Hunger hören. Die rothe Farbe ist ihm unerträglich. Er ist Anführer und Vertheidiger seiner Heerde. Der **Zuchtstier** muß mit eben der Sorgfalt wie der Zuchthengst ausgesucht werden. Vorzügliche Größe und Fettigkeit, schwarze Augen, ein trotziger Blick, eine breite Stirn, ein kurzer Kopf mit stumpfen Hörnern, ein fester Gang, roth braune Haare, u. d. sind Eigenschaften, die eine gute Zucht erwarten lassen. Wenn die **Kuh** hitzig ist, so brüllt sie oft und stark, und diese **Brunstzeit** fällt gewöhnlich in den May und Junius. Sobald sie **trächtig** ist, und dieß kann sie vom 3. Jahre an werden, so weiß sie den Stier von sich abzuhalten. Sie **trägt** volle neun Monate. Sehr oft wird der Geiz, der auch die trächtige Kuh zu den härtesten Arbeiten zwingt, oder der Muthwille, der sie so sehr jagt, daß sie über Zäune springet, damit bestraft, daß die geplagte Kuh ihr Junges unreif und todt wirft.

Tab. XI. 21.

22.



wirft. Es ist ein seltner Fall, daß sie mehr als ein Kalb zur Welt bringt. Im **Bremischen** geschieht es zuweilen. Sind die Zwillinge von verschiednem Geschlecht, so bleiben sie unfruchtbar. Sehr rathsam ist es, der Kuh, 6—8 Wochen, ehe sie **kalbt**, reichlicheres Futter zu geben, und zu eben dieser Zeit mit dem Melken aufzuhören. Sie hat ohnehin in den letzten Tagen nur wenig oder schlechte Milch, und der, der aus Kargheit seinem Vieh das Nothwendige abbricht, wirft im Grunde mit einer Hand weg, was er mit der andern raubte. Auch muß man beym **Kalben** aufmerksamer, als bey dem Fohlen der Stutte seyn, **der Kuh** eine reinliche Streue und gutes Futter geben, und die Nachgeburt plötzlich wegschaffen, weil sie höchst begierig darauf ist. Versäumet man dieses, so ist eine schleichende Abzehrung die unausbleibliche Folge von dem Genusse derselben. So nothwendig dieß ist, so muß man doch nur im Verborgenen zusehen, weil sie sonst auf Menschenhilfe sich verläßt, und sie mit Ungestümm und Lechzen zu fordern scheint. Sie erhält 10 bis 12 Tage besseres Futter. In dieser Zeit sammelt sie ihre Kräfte wieder. Billig sollte man ihr in den ersten zween Monaten alle Milch lassen. Sie ist

ohnehin in denselben nicht besonders gut, und zum Fortkommen eines **Kalbes**, das man aufziehen will, nöthig. Das **Kalb** bleibt die ersten fünf bis sechs Tage bey der Mutter. Nachher entfernt man es, und läßt es nur zwey bis dreymal des Tages saugen; sonst würde es die Mutter zu sehr erschöpfen. Mit rohen Eyern, gekochter Milch und Brod kann man ihm recht viel zu gute thun. Ein **Schlachtkalb** kann in vier Wochen vortrefflich werden. Ein **Zuchtkalb**, wozu man gerne die wählt, die vom April bis Junius fallen, sollte 2 Monate saugen. Dann trennt man es ganz von der Mutter, und gibt ihm gutes Gras und feines Heu. Frost können Zuchtkälber gar nicht ertragen. Ihr Stall muß daher wohl verwahrt und reichlich gestreut seyn; denn ihr erster Winter ist der gefährlichste Zeitpunkt ihres Lebens. In achtzehn Monaten ist das **Kuhkalb**, und in 2. Jahren das **Stierkalb** reif; doch ist es am besten, dieses nur erst vom dritten Jahre bis zum 9ten, als Zuchtstier zu gebrauchen. Je nachdem eine **Kuh** in ihrer Jugend gewartet worden, und je reichlicher und besser ihr Futter ist, eine desto ergiebigere **Melkkuh** wird sie seyn. Was der Landmann auf sein Vieh und seine Felder wendet,

ist

ist ein Kapital, das reiche Zinsen trägt. Wicken, Kleyen, Salz, feines Gras und gutes Heu u. d. mehrt die Milch. Es versteht sich wohl von selbst, daß die Kuh im Sommer, nach Entwöhnung des Kalbes, am meisten, und im Winter am wenigsten Milch gebe; daß sie in jenem täglich zwey bis dreymal, in diesem ein bis zweymal gemolken werden kön.e. Nach der Verschiedenheit der **Kühe**, der Jahrszeiten und des Futters gibt die Melkkuh von einer halben Maaß bis zu 6 Maaßen täglich; ist diese zu jung, so ist die Milch wäßrig, ist sie aber zu alt, so ist sie mager. Man hat Kühe gesehen die andre Kühe, ja wohl gar Schlangen an sich trinken ließen.

Das Rindvieh begnügt sich mit einem kurzen, leichten Schlafe, aus dem es das leichteste Geräusche erweckt. Es liegt gemeiniglich auf der linken Seite. In den **Farben** desselben herrscht, wie bey allen Hausthieren eine große Mannigfaltigkeit. Braunes, rothes, und schwarzes schätzt man am Meisten. Hellbraunes und graues soll zur Arbeit untüchtig seyn. Doch liegt an der Farbe weit weniger, als daran, daß das Haar glänzend, dick und weich sey. Das Thier kränkelt sicher, dessen Haar

dünn ist, und außer zur Zeit der gewöhnlichen Härung ausfällt.

Das **Alter** dieser Thiere beurtheilt man aus den **Zähnen** und **Hörnern**. In drey Jahren haben sie neue Beiß- und Schneidezähne. Aus dem Glanz und der Weisse derselben, so wie aus der Abgeschliffenheit und Schwärze derselben, schließt man auf die mehr oder weniger Jahre, die sie alt sind. Im dritten Jahre fallen die **Hörner** ab. Die neuen bleiben und wachsen so lange das Thier lebt. Der Wulst, den man an den hervorwachsenden Hörnern, unten am Kopfe bemerkt, verwandelt sich in ringförmige Knoten. Rechnet man nun von der Spitze des Horns bis zum ersten Ring für drey Jahre, und dann jeden Strich zwischen den Ringen für ein Jahr, so hat man das Alter dieses Thieres, das es auf 14—20 bringt.

Zum **Unterhalt** der Ochsen im **Winter** ist **Stroh** und etwas **Heu** hinreichend, weil sie da weniger angestrengt werden. Zur Arbeitszeit bedürfen sie mehr, auch wohl etwas **Kleyen** und **Hafer**. Schößlinge von Bäumen sind ihnen schädlich, hingegen **Klee**, **Wicken**, **gekochte Gerste**, **Steckrüben** u. d. sehr gedeyhlich. Sie fressen

nicht

nicht leicht mehr als ihnen Bedürfniß ist. Auf der Weide thun sie den Wurzeln des Grases keinen Schaden, weil sie nur das Oberste von einem stenglichten Grase abbeißen können. Das **Wasser** schlürfen sie wie das Pferd ein. **Wein, Weinessig, Salz** und **Salat** geht ihnen über alles. Der Schweizerhirte gibt seiner Kuh, die auf den steilen Gebirgen vor Mattigkeit nicht mehr der Heerde folgen kann, ein Glas **Wein**, und sie ist wieder so muthig, als käme sie aus dem Stalle; und der Spanier legt in den Stall einen Salzstein, an dem das Kalb so lange die Mutter auf der Weide ist, beständig leckt, und dadurch so hungrig und durstig wird, daß es mit Gierigkeit über ihren Euter herfällt, eine Menge Milch saugt, und fast zusehends groß und fett wird. Im zehnten Jahre ist die beste Zeit das Rindvieh zur **Mastung** anzustellen. In vier, fünf Monaten wird es bey gutem Futter fett genug. Hiezu ist der **verschnittene Stier** (24) (den wir **Ochsen** zu nennen pflegen) am tauglichsten. Achtzehn Monate oder zwey Jahre muß der junge Stier haben, wenn diese Operation ohne Lebensgefahr ablaufen soll. Er verliert dadurch seinen unbiegsamen, trotzigen Ka=

Karakter, der oft Unbändigkeit und Wuth wird, und gewinnt dagegen an Stärke, Schwere, Geduld, Folgsamkeit und Gelehrigkeit ungemein.

Unsere gemäßigten Gegenden scheinen darum auch das **Vaterland** unserer Ochsen zu seyn, weil sie weder große Hitze noch strenge Kälte ertragen können. Sie haben sich in Asien, nur in **Armenien** und **Persien**, und in **Afrika** bloß in **Egypten** und in der **Barbarey** ausgebreitet. Diejenigen die aus **Dännemark**, **Podolien**, aus der **Ukräne**, aus **Irrland**, **England**, **Holland** und **Ungarn** herstammen, haben unläugbar den Vorzug vor denen aus wärmern Ländern z. B. **Italien**, **Türkey** u. s. w. Die **Holländer** hohlen aus Dännemark große, magere Kühe, die bey all ihrer Magerkeit, auf guten Weiden so milchreich werden, daß von ihnen wenigstens noch einmal so viel Milch und Butter kommt, als von den gewöhnlichen. Sie sind unter dem Namen **flandrische Kühe** bekannt, und ein großer Theil des holländischen Reichthums. Unter den ausländischen verdient besonders bemerkt zu werden: der **Bisamstier**, der im Westen der **Hudsonsbay** zu Hause ist, und Hörner trägt, die zuweilen über einen halben

ben Centner wiegen; der **afrikanische Elephanten Ochs**, dessen Fell und Farbe zu seinem Namen Gelegenheit gab; der **afrikanische Zwergochs**, der kleiner als ein Hirsch ist, und kurze Füße, einen kleinen Triel, und einen langen Schwanz hat; die **Salzkuh**, die eine solche Freundinn vom Salze ist, daß, wenn man ihr welches hinsetzt, sie sich bey demselben geduldig fangen und tödten läßt. Den **Auer-** und **Büffelochsen** begnügen wir uns hier bloß zu nennen, weil wir uns die nähere Beschreibung dieser Thiere vorbehalten haben.

Unter den **Krankheiten**, denen das Rindvieh unterworfen ist, ist der schwarze Brand, der heisse Brand, die Bräune, die Knochenentzündung, die fallende Sucht, der Wurm (Beulen am Kinnbacken) u. d. Eine einzige Seuche rafft oft Tausende hin, und nicht ganz ohne Erfolg, hat man die Inokulation derselben versucht.

Schon der **Bau** des Ochsen zeigt hinlänglich, daß ihn die Natur weder zum Lasttragen, noch zum Reiten bestimmt habe. Desto besser taugt er zum **Ziehen**, das ihm sicher leichter wird, wenn er es mit der Brust und den Schultern, als mit dem

Kopfe

Kopfe verrichten muß. Zum Feldbau ist er wie gebohren. Seine Schwere, Langsamkeit und Geduld geben ihm den Vorzug vor dem Pferd, das zu rasch ist. Das Gespann aber muß von gleicher Stärke und Munterkeit seyn. Von den Alten wurden diese Thiere sehr hoch gehalten, und mit einer Schonung behandelt, die ihrem Herzen Ehre macht. Deswegen bestimmten sie die Länge einer Furche, die man in einem Athem von ihnen ziehen, und dann sie etwas ruhen lassen sollte, auf 120 Schritte. Die Phrygier verurtheilten einmal einen Menschen, der muthwillig einen Pflugochsen getödtet hatte, zum Tode, und unsere Väter, die alten Deutschen, glaubten ihren Töchtern keinen bessern Brautschatz geben zu können, als dieses nützliche Thier. Es ist fast unmöglich, alles namhaft zu machen, was wir diesem Thiere verdanken. Wenn es uns mit seiner Stärke, seinem trefflichen Dünger, seiner Milch, seinen Kälbern in seinem Leben schon ungemein viel genützt hat; wenn es durch den Verkauf der Butter und Käse, der dem hungrigen Tagelöhner so willkommen ist, als dem satten Vornehmen, schon Tausende in Umlauf gebracht hat: so schlachten wir es, und wissen alle seine

Theile zu unserm Nutzen anzuwenden. Wie Mancher lebt mit seiner ganzen Familie von dem Ertrag weniger Kühe höchst glücklich! Wie viel gibt uns dieses gute Thier. Sein **Fleisch** essen wir frisch, oder pöckeln es für die Seefahrende ein. Aus den **Fellen** verfertigt der **Russe** seine **Juchten** für alle Nationen; wir unsre Schuhsohlen, wozu uns das Kalb den obern Theil gibt. Die **Knochen** dienen zu allerley Geräthe; verbrennen wir sie, so liefern dieselben schöne Farbe (Beinschwarz). Ja, man ist sogar in **Frankreich** auf den Gedanken gekommen, aus ihnen Täfelchen zu verfertigen, mit welchen der Reisende aller Orten die trefflichste Suppe machen lassen kann. Aus den **Knorpeln, Nerven** und **Abgängen des Leders** sieden wir **Leim**, und aus dem **Fett** mit Schöpsentalg gießen und ziehen wir Lichter. Aus dem **Horn**, dem ersten Trinkgeschirr, dem ersten Blas-Instrument, und der ersten Laterne und Fensterscheibe — verfertigen wir Kämme, Dosen, Winkelmesser u. dgl. Mit den **Haaren** füllen wir Polster; der Galle bedient sich der Maler und der Färber mit großem Nutzen; das **Blut** wird in Zuckersiedereyen und zur Bereitung des Berlinerblaus gebraucht. In seinem **Mastdarme** entdeckte der

Engländer ein Häutchen, das unserm fleißigen Goldschlager zu seinen Formen unentbehrlich ist, und in seinem Magen findet sich eine Feuchtigkeit, **Lab** genannt, die die Milch, zum Behuf des Käsemachens, zum Gerinnen bringt.

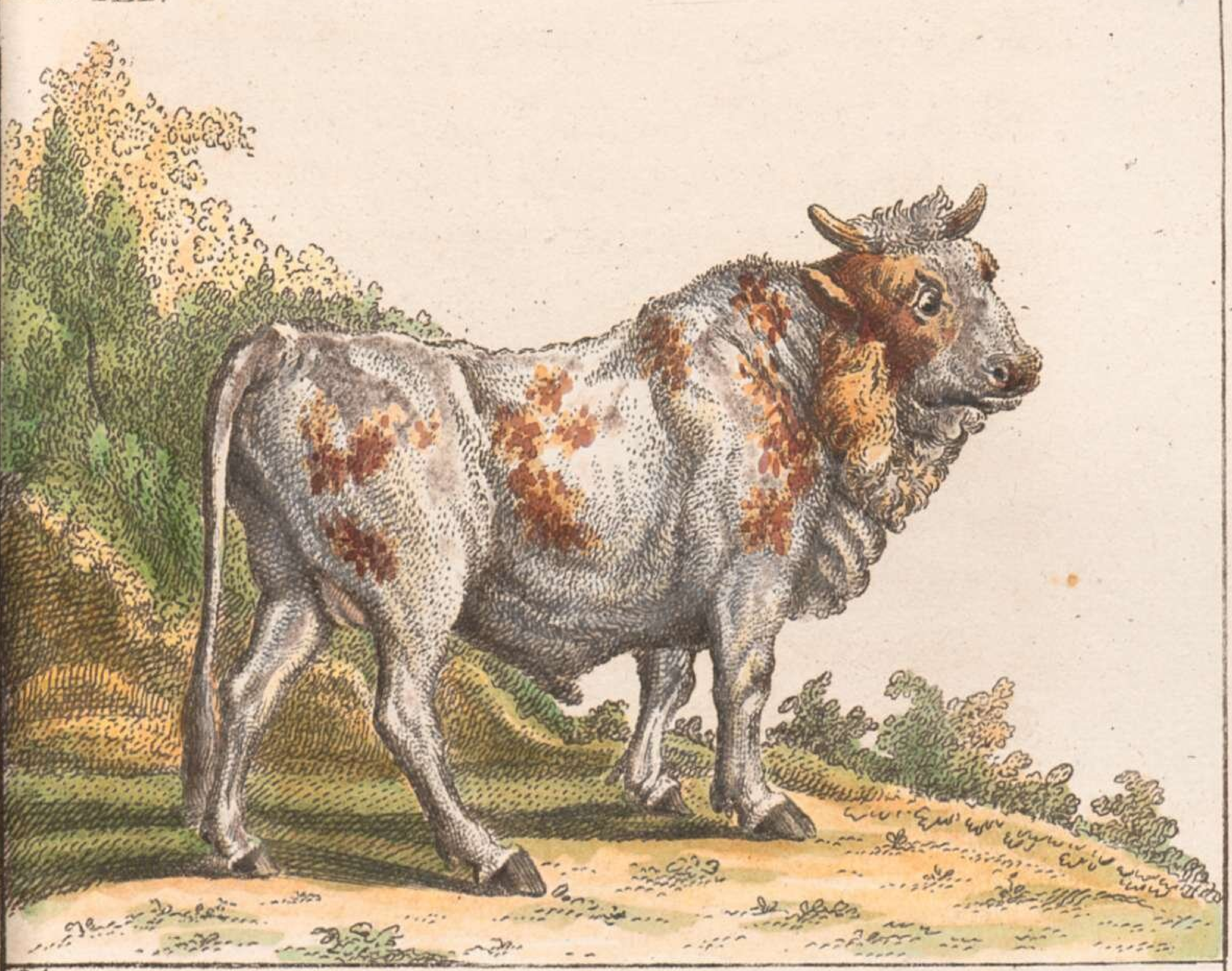
Und dieses vortreffliche, höchst nützliche Thier, das dem Menschen zehnfach das ersetzt, was er ihm gibt, wird in **Spanien** auf eine unmenschliche Art, zu todte gequält. Wer kennt nicht die berühmten **Stiergefechte**, in denen so viele Menschen und Thiere ihr Leben verlieren, und deren ganzer Gewinn die Unterhaltung einiger Stunden, eine durchlöcherte Haut und ein durch die Wuth des Thieres ungenießbares Fleisch ist.

Wer kann einen **andalusischen Stier** (23) ansehen, ohne den Erfinder dieses den Menschen entehrenden Zeitvertreibs, zu verabscheuen? Zwar liegt der Ackerbau, weil eben die muthigsten und vorzüglichsten Stiere zu jenen Kämpfen gebraucht werden, darnieder; zwar könnte der Armuth, die unter dem trägen Volk unbeschreiblich ist, durch bessere Viehzucht am ersten abgeholfen werden: aber das Toben eines gereizten Stiers und das Röcheln eines sterbenden **Pikadors** ist ein zu reizendes Schauspiel. Möchten unsre jun-

gen

Tab. XII.

23



24.

gen Leser frühe schon alle **Thierhetzen**, diese Ueberreste eines barbarischen Zeitalters, verabscheuen lernen, und sich auch gegen Thiere Gerechtigkeit und Güte zur Pflicht machen.

Tabula XIII.
Der Esel.
Asinus, *l'âne.*

Der Esel. (25) Die Eselinn. (26)

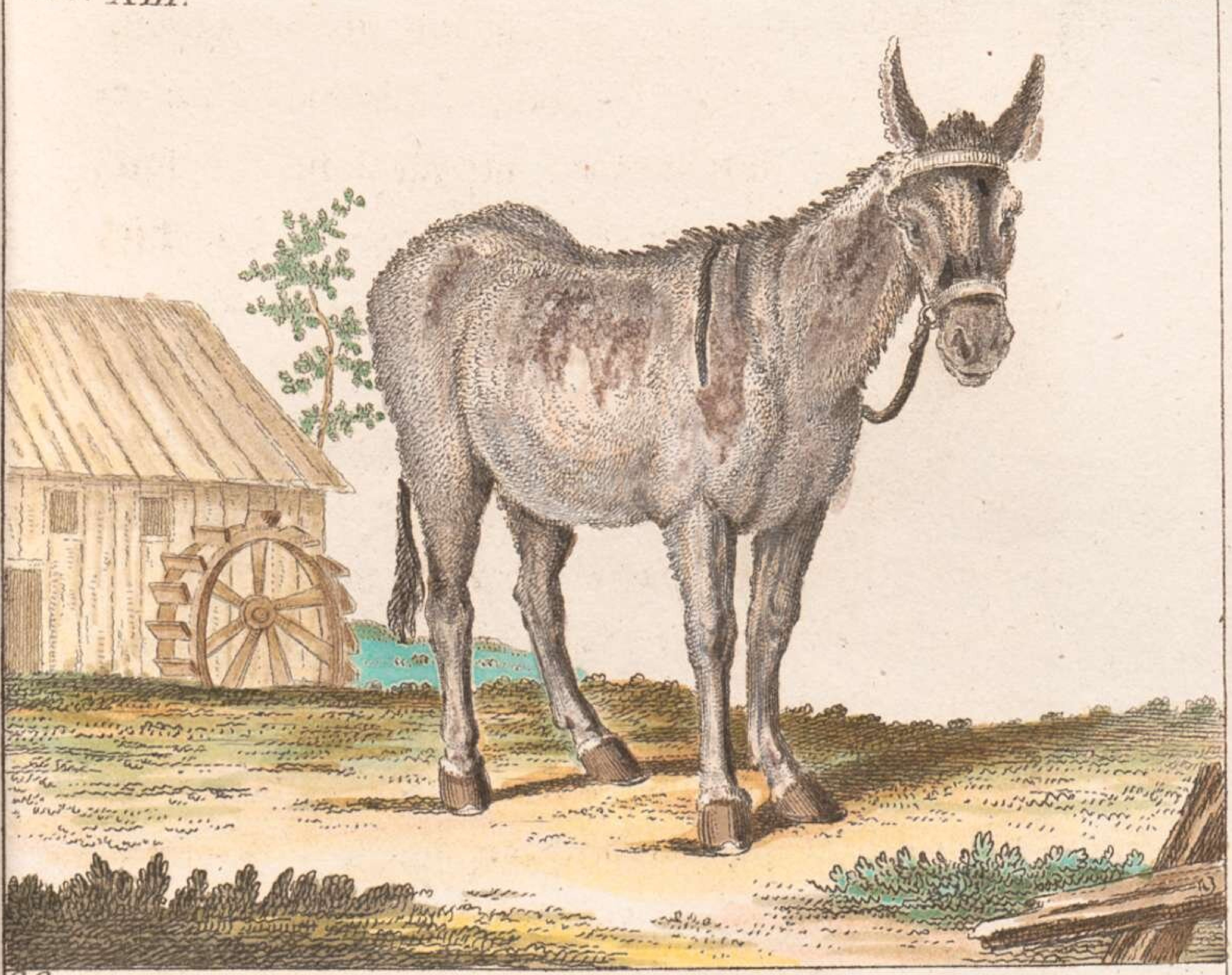
Um den Esel, gegen den man sich alles erlaubt hielt, recht tief zu erniedrigen, haben ihm viele sogar die Ehre abgesprochen, eine eigne Gattung in **der Ordnung der einhufigen Säugethiere** auszumachen, und ihn geradezu nur für ein **ausgeartetes Pferd** erklärt. Allein, so sehr auch das äußerliche Ansehen und die gleiche Lage der innern Theile dieser Vermuthung Schein gibt; so machen ihn doch die Bildung des Kopfs, der Ohren, des Schwanzes, die Beschaffenheit seiner Haut, seines Wuchses, seiner Sitten u. d. m. zu einer eignen **Thiergattung**, die nicht vom Pferde erst abgeartet ist, sondern aus eben so altem Geblüte, wie dasselbe, von der Schöpfung

an, herstammt. Fast unerklärlich ist die Verachtung, die in so vielen Gegenden dieses gute Thier erdulden muß. Wir wenden alle mögliche Sorgfalt, Pflege und Unterricht nur auf Pferde; den Esel überlassen wir den Knitteln ungeschliffener Knechte, und dem geschäfftigen Muthwillen der Kinder. Woher soll er neue Vorzüge nehmen? Was soll der Esel lernen, da wir ihn keiner bessern Erziehung werth halten. Und doch hat uns nur die beständige Vergleichung mit dem Pferde so ungerecht gegen ihn gemacht. Hätte uns die Natur das Pferd versagt, wir würden sicher den Esel an die Staatskarosse spannen, und für wunderschön halten. Demuth, Geduld, Gelassenheit und Genügsamkeit können wir ihm unmöglich absprechen. Schläge erträgt er mit wahrem Heldenmuth. Er frißt die schlechtesten Pflanzen, die das stolze Pferd nicht berührt, und ist mit Disteln herrlich vergnügt. Im Trinken nimmt ers etwas genauer. Nur das reinste Wasser liebt er, und kostet es zuvor. Er steckt die Nase nicht so tief, wie das Pferd, ins Wasser. Daß er dieß, wie einige behaupten, aus Furcht vor dem Schatten seiner Ohren thue, ist unerweislich. Weil man sich selten die Mühe nimmt, ihn zu striegeln, so wälzt er sich oft in

Disteln

Tab. XIII.

25



26

I P Thelott Sculp.

Disteln und Farrenkraut, um sich selbst diesen Dienst zu thun. Dieß thut er selbst dann, wenn er beladen ist, wodurch er sich freylich manche Züchtigung zuzieht.

Die gemeinste **Farbe** der **Esel** ist mausefahl, zuweilen auch lichtgrau. Braune und gelblichte Haare sind fast immer untermischt. Auch findet man welche von brauner, weisser, rother und schwarzer Farbe u. dgl. Der **purpurrothe Esel**, mit einem langen **Horn**, den, nach **Tavernier**, der **Schach Abas** zum Geschenk bekommen, hat seine Farbe wahrscheinlich aus eben der Quelle geschöpft, woher sie Gellerts **grüner Esel** erhielt. Der **Kopf** des Esels ist groß und schwer, seine **Ohren** lang und schwankend, sein **Rücken** gebogen und schneidend; über denselben läuft zuweilen vom Schopf bis an den Schwanz, der kahl und mit einer Bürste versehen ist, ein schwarzer **Streif**. Ein solcher geht auch vom **Vorderroß** quer bis auf die Mitte der Schultern herunter. Die **Brust**, die **Kehle**, das Innre der **Ohren**, der **Bauch** und die **Flanken** haben meistens eine etwas hellere Farbe: so wie auch die **Augen** gewöhnlich einen weißlichten, braun- eingefaßten Ring haben. Die **Haare** sind kurz und etwas

struppicht, die Schwanzriebe ist länger als beym Pferde.

Die Eselinn ist gemeiniglich etwas kleiner. Ihre Brunftzeit fällt in den May und Junius. Sie trägt fast zwölf Monate, und wirft nie mehr als Ein Junges. Länger als 5 oder 6 Monate darf man dieses nicht saugen lassen, weil die Mutter wenige Tage nach der Geburt wieder aufgenommen hat. In seiner ersten Jugend ist der junge Esel ungemein lustig und drollicht. Allein es dauert nicht lange, so stellt sich seine melancholische Schwerfälligkeit ein. Seine Mutter hat ihn so lieb, daß sie, wie wenigstens Plinius versichert, Feuer und Flammen nicht achten soll, um sich mit ihrem, von ihr getrennten, Jungen wieder zu vereinigen. Seinen Herrn kennt der Esel gut. Er hat ein scharfes Gesicht; Geruch und Gehör aber sind bey ihm außerordentlich. Legt man ihm zu viel auf, so hängt er den Kopf und die Ohren, quält man ihn, so zieht er seine Lippen auf eine höchstwidrige Art einwärts, und hält man ihm die Augen zu, so bleibt er unbeweglich. Wenn er daher so liegt, daß das eine Auge die Erde berührt, und man bedeckt ihm das andre mit einem Stein oder Holz, so wird er sich nicht von der Stelle bewe-

bewegen. Sein **Gang** ist Schritt, Trab und Galopp, nur langsamer als bey Pferden. Sein **Geschrey** ist abscheulich, bald hoch, bald tief, aber immer widerlich. Klärer, aber nicht angenehmer, schreyt die Eselinn. Gemeiniglich bedeutet es Hunger oder sonst eine Begierde. Wenn Einer die Losung gibt, so fallen die Uebrigen ein, und, wehe dann harmonieliebenden Ohren! Unter allen haarigen Thieren hat keins weniger von Ungeziefern auszustehen; die harte trockne Haut scheint ihm gegen dasselbe eben so nützlich, als gegen Schläge zu seyn. Aus den **Zähnen** kann man sein Alter, wie bey den Pferden, beurtheilen. Er bringt es auf fünf und zwanzig bis dreyßig Jahre. Gemeiniglich werden die **Eselinnen** etwas älter. Es mag dieß daher kommen, weil sie oft trächtig sind, und dann weniger geplagt und geschlagen werden. Sein **Schlaf** ist noch kürzer, als der Schlaf des Pferdes, und er muß sehr müde seyn, wenn er sich dazu niederlegt. Er ist weniger **Krankheiten**, als das Pferd, unterworfen.

Das wahre Vaterland der **Esel** ist nur unter warmen Himmelsstrichen. Sie scheinen von Arabien aus nach **Egypten**, dann nach **Griechenland**,

von

von da nach **Italien** u. s. w. gekommen zu seyn. Die **arabischen**, die man in **Persien** in großer Anzahl hält, sind ohne Zweifel die vorzüglichsten. Ihr glattes Haar, ihre leichten Schenkel, ihr rascher Gang, zeichnen sie sehr aus. Man sattelt sie wie Pferde; der Reiter muß aber auf dem Kreuze sitzen. In **Ispahan** sind sie unzählig, und ihre Treiber rasseln mit einer an ihrer Peitsche bevestigten Kette beständig. Man bezahlt sie mit 100—200 Gulden. In der **Barbarey**, in **Egypten** und in **Guinea** sind sie gleichfalls groß und schön. Man liebt sie sehr zu weiten Reisen. Ja, in **Madura** halten die **Indianer** sie sogar in großen Ehren, weil sie glauben, die abgeschiednen Seelen ihrer Vornehmen wählen sich Eselskörper zum Aufenthalte.

Der sogenannte **wilde** oder **Waldesel** (Onager), den man oft fälschlich mit dem **Zebra** verwechselt hat, ist vorzüglich in den Wüsten **Lybiens** und **Numidiens** zu Hause. Seine Geschwindigkeit ist der des barbarischen Pferdes gleich. Sein Fleisch soll vortrefflich seyn. Unter **die wilden Esel** gehört auch der **Dsiggetái** (d. h. Langohr). Er ist **lichtbraun**, und wird von den **Mongolen** und **Tungesen** wegen seines schmackhaften Fleisches häufig geschossen.

Der

Der **Esel** ist ein sehr nützliches Thier. Nach Verhältniß der Größe ist kaum ein Thier im Stande, solche Lasten zu tragen. Da er nun außerordentlich wohlfeil ist, und fast gar keine Pflege verlangt, so ist er auf dem Lande, bey Mühlen u. s. w. ein vorzüglich brauchbares Thier. Sein Gang ist auch in felsichten Gegenden höchst sicher. In einem schweren, feuchten Erdreich thut sein Dünger sehr gute Dienste. Das **Fleisch** unsrer Esel ist ungenießbar, und wenn Plinius erzählt, daß es die Römer gegessen haben, so ist wohl von wilden die Rede. Die **Milch** der **Eselinnen** wird sehr hoch geschätzt, und von den Aerzten häufig empfohlen. Nur muß man eine junge, gesunde Eselinn wählen, sie reinlich halten, mit Heu, Haber, Gerste und Kräutern wohl füttern, und ihr Junges von ihr entfernen: auch die Milch weder kalt werden lassen, noch der Luft aussetzen. Ob dieselbe auch die wundervolle Kraft habe, die ihr **Nerons** Gemahlinn, **Poppea**, zutrauete, wagen wir nicht zu entscheiden. Diese Dame hielt sich nämlich einige hundert Eselinnen, in deren Milch sie sich badete, um ihre Haut zu verschönern. Die Dicke und Spannkraft der **Eselshaut** macht dieselbe sehr brauchbar. Man verfertigt daraus

Siebe, Trommeln, Schuhe, Pergament u. dgl. Die Türken machen aus derselben **Chagrin**, und treiben einen beträchtlichen Handel damit. Vermittelst der Senfkörner, die sie auf die wohlgegerbte Haut einpressen und dann wieder losklopfen, bekommt der **Chagrin** die Gestalt, die er hat. Auch verstehen sie die Kunst, ihn vortrefflich zu färben. Er ist bekanntlich so hart wie Stein. Man überzieht damit Sackuhren, Degenscheiden, Schreibtafeln, Futterale u. dgl. und das, was viele Hunderte für Fischhaut halten, ist nichts mehr und nichts weniger als — Eselshaut.

Tab. XIV.

Der Maulesel. (27)

Wenn man Pferd und Esel sich miteinander begatten läßt, so erzeugen sie Bastarte, die von großer Dauerhaftigkeit und Stärke, aber gewöhnlich unfähig sind, sich fortzupflanzen. Von einem **männlichen** Esel und einer Stutte kommt das **gemeine Maulthier** (Mulus, *le Mulet*); von einem Hengst und einer Eselinn **der Maulesel** (Hinnus, *le Bardeau*); von dem Waldesel und einer Stutte aber

der

der große **Maulesel.** Den **Kopf,** die **Ohren,** das **Kreuz,** den **Schwanz** und die **Stimme** haben sie gemeiniglich von ihrem Vater. In Absicht der Größe und des Haares aber ähneln sie der Mutter. Daher ist das **Maulthier** größer, als der **Maulesel,** und dieser **wiehert,** jener **yahet.**

Diese Thiere verbinden die Stärke des Pferdes mit der Härte des Esels; sie sind gewöhnlich sehr gesund, listig, stark, haben ein vortreffliches Gedächtniß, und scheinen zum Lasttragen gebohren. Ihr Tritt ist sicher, und selbst am schmalen Rande des steilsten Abhanges, wo kaum ein Mensch einen Fuß zu setzen vermag, tragen sie ihren Reiter glücklich vorüber. Fast alle Arten von Gepäcke werden ihnen aufgeladen, und dieß geschieht, wie auch die Abbildung zeigt, nicht ohne Kunst und Zierlichkeit. Sie gehorchen gewöhnlich nur dem, der öfters ihnen Befehle gab, und werden beym Anblick ungewohnter Gegenstände leicht schen. Dann ist für ihre Führer Gefahr.

In **Spanien** sind vortreffliche Maulthierzuchten. Daher ist auch daselbst die Ausfuhr tauglicher **Zuchtesel** bey Lebensstrafe verbothen. Sie werden

so häufig, ja häufiger, als Pferde eingespannt, und man läßt sie sogar dreschen und pflügen. Auch in **Mayland**, in **Auvergne** und **Poitou** thun sie den Bewohnern große Dienste. Ueberhaupt kommen sie nur in wärmern Gegenden fort. In der **Tartarey** gibt es **wilde**. Sie lassen sich aber durchaus nicht zum Lasttragen abrichten. Dafür wissen sich die Tartaren auf eine andre Art schadlos zu halten; denn sie essen sie, und finden ihr Fleisch so schmackhaft, als das Fleisch des wilden Schweines. Ihre **Nahrung** haben sie mit Pferden und Eseln gemein: und ihr **Alter** bringen sie auf dreyßig Jahre.

Ueber ihr Vermögen sich fortzupflanzen, sind die Meynungen noch immer sehr getheilt. Man hat zwar, außer den Zeugnissen des Aristoteles (*), noch einige

(*) In einer glücklichern Läge befand sich wohl noch nie ein Naturforscher, als er. Denn mit 60,000 Thalern Besoldung, und einigen Hundert Personen in seinen Diensten, die die Thiergärten, Vogelhäuser, Teiche, u. d. m. besorgen mußten, ließ sich gewiß eine gute Thiergeschichte schreiben. So großmüthig bedachte Alexander der Große seinen ehemaligen Lehrer, von dem er zu sagen pflegte: Seinem Vater verdanke er das Leben, seinem Lehrer aber, die Kunst zu leben.

Tab. XIV.

27

28

P. Thelott sculp.

einige Geschichten von Maulthieren zu Neapel, Palermo und auf der Insel St. Domingo, die Junge hatten, aus dem Munde glaubwürdiger Zeugen. Indessen bleibt es immer die größte Seltenheit. Eben so dunkel ist auch die Wirklichkeit der **Mauloch sen.** So nämlich nennt man Thiere, die vom **Stier** und einer **Stutte**, vom **Stier** und einer **Eselinn**, oder auch vom **Esel** und einer **Kuh** erzeugt worden seyn sollen. In Piemont, in der Schweiz, in Dauphine und Navarra will man einige gesehen haben. Die, welche man dafür hielt, hatten sehr wenig vom Ochsengeschlechte an sich.

Tab. XIV.

Das Zebra.

Zebra, *le Zébre.* (28)

Unläugbar gehört dieses Thier, in Absicht der Schönheit seines Felles, unter die vorzüglichsten Säugethiere. Sein wahres Vaterland ist das südliche Afrika. Man sieht da ganze Heerden wild herumziehen, daher es auch von vielen **afrikanischer Esel**, auch **wilder Esel vom Vorgebirg der**

guten Hoffnung genennt wird. Es hat die Größe eines ungarischen Pferdes, schöne schlanke Füße, einen glatthaarigen Leib, etwas längere Ohren als das Pferd, und eine Geschwindigkeit, die in der spanischen und portugiesischen Sprache zum Sprichwort geworden. Der ganze Leib ist querlaufend gestreift. Bey dem männlichen Zebra wechseln gelbe Streife mit schwarzen, und bey dem weiblichen (28) schwarze mit weissen Streifen ab. Da, wo diese, unten am Bauche, zusammenstoßen, geht zuweilen das Schwarze in gelblicht über. Um die Füße laufen bey dem Männchen schöne Kniebänder. Selbst Schwanz und Mähne haben die abwechselnde Farbe. Diese ist kurz, und jener ist wie bey Eseln. Die Weibchen sind am Bauche und an den Füßen ganz weiß, und nähern sich mehr einer eignen Zebraart, die Kwagga heißt. Sie sind am Kopfe schöner gebildet, als das Männchen. Es frißt Gras, und wiehert wie das Pferd, mit dem es auch unter eine Ordnung, nämlich unter die einhufigen Säugethiere gehört.

Die Geschwindigkeit und Schüchternheit des Zebra macht, daß es sehr schwer zu fangen, und daher äußerst kostbar ist. Hätte es klügere Nachbaren,

ren, als die Hottentotten sind, so würde der Mensch dieses Thier gewiß schon unter seine Hausthiere rechnen, und der Naturforscher mehr darüber sagen können, als jetzt. Daher bleibt es noch immer eine große Seltenheit, ein Zebra zu sehen, so daß bey Menschengedenken ein Einziges in unsre Gegenden kam. Wie kostbar es sey, kann man daraus schließen, daß der Mogul — aber wohl damals, als er noch mit Recht der Reiche hieß — mit 3000 ungarischen Dukaten Ein Zebra bezahlte, und der Kaiser von Japan der ostindischen Gesellschaft für ein Paar solcher Thiere ein Gegengeschenk von 160,000 Thalern machte. So viele Mühe man sich auch gab, dieses Thier zahm zu machen, so gelang es nur selten. In Portugall brachte man es so weit, daß der König die vier äthiopischen Zebras, die er zum Geschenk erhalten hatte, vor seinen Wagen spannen lassen konnte. Auch in Versailles wurde einmal eins zum Reiten abgerichtet. Man mußte aber die äußerste Vorsicht anwenden; es war sehr hartmäulig. Kam man ihm nur von Ferne gegen die Ohren, so schlug es aus, und war überhaupt so stetig, als das bösartigste Pferd.

Nach

Nach vielen vergeblichen Versuchen, durch die Begattung eines Zebras mit einem andern Thiere einen Bastart zu erzielen, gelang es endlich in Lord Clives Menagerie zu London. Ein weibliches Zebra wurde von einem männlichen, wie ein Zebra gemalten Esel besprungen, und brachte eine Art Maulthier zur Welt, das in der Bildung von seinen Eltern gerade gleichviel hatte. Die Grundfarbe war grau, vom Vater; durch dieselbe liefen schwarze Streifen, die es seiner Mutter zu verdanken hatte.

Vom Nutzen und dem Gebrauch dieser Thiere, läßt sich nichts sagen. Die Menschen haben es noch zu wenig gezähmt, als daß es ihnen Dienste hätte leisten können. Vielleicht gelingt es doch noch den Holländern, die sich gegenwärtig auf dem Kap viel damit beschäfftigen. Mit den schon oben genannten **Kwaggas** ist man etwas glücklicher gewesen. Die Kolonien am Kap bedienen sich ihrer zum Ziehen. Sie sind aber tückisch, und schlagen und beissen gerne. Sie fürchten keinen Hund, ja selbst die Hyäne wagt sich nicht an sie. Man sieht Heerden von Hunderten, und doch nie ein Zebra unter ihnen. Ihre Farbe ist braun mit schwarzen Streifen, und ihr Geschrey ein Bellen, das **Kwah, Kwah** lautet.

Sparrmann behauptet, recht zahm gemachte Kwaggas würden den Bewohnern des südlichen Afrika bessere Dienste als Pferde thun. Sie scheinen von der Natur zu Hausthieren jener Gegend bestimmt zu seyn, weil ihnen die dürre, trockne Weide weit besser bekommt, als Pferden. Vielleicht ist erst den zukünftigen Afrikanern vorbehalten, Zebra- und Kwagga-Zuchten zu haben.

Tab. XV. XVI. XVII.

Der Hund.

Canis, *le Chien.*

Der Hirtenhund. (29)

Die große, englische Dogge. (30)

Der Wachtelhund. (31)

Der Bullenbeißer. (32)

Der Windhund. (33)

Der Wasserhund. (34)

Sollte der Mensch die Herrschaft über das Thierreich antreten und behaupten, so mußte er sich nothwendig unter demselben einen treuen Freund und

Anhang machen, dessen er sich gegen diejenige Thiere, die ihm an Stärke und Geschwindigkeit überlegen waren, bedienen, und auf dessen Muth, Treue und scharfe Sinnen er da rechnen konnte, wo er allein nichts ausgerichtet hätte. Seine Wahl fiel auf den **Hund**, und wir können nicht läugnen, daß sie seinem Scharfsinne Ehre mache. Denn kein Thier scheint von der Natur zu einer vertrauteren Hausgenossenschaft geschaffen zu seyn, durch kein anderes wußte sich der Mensch im Thierreiche furchtbarer zu machen, durch keines, das was seinen Sinnen an Schärfe fehlte, so vollkommen zu ersetzen, als durch den **Hund**. Ihm pflanzte die Natur eine unbezwingliche Neigung ein, immer um den Menschen zu seyn, und diese natürliche Anhänglichkeit an den Menschen lehrt ihn alles thun, um seine Liebe zu erhalten, und seine Anlagen nur nach dem Willen seines Gebiethers zu gebrauchen. Mit gespitzten Ohren erwartet er seine Befehle, die oft ein einziger Wink ihm kund macht. Seine Treue und Beständigkeit sind unverbrüchlich, er diene einem Reichen oder einem Armen. Unvergeßlich sind ihm empfangene Wohlthaten; und ein einziger, freundlicher Blick seines Herrn tröstet ihn nach der härtesten

testen Behandlung und macht ihn wieder froh. Er leckt die Hand die ihn züchtiget, und sucht sie nur durch demüthiges Winseln zu entwaffnen. Sehr bald kennt er den Ton des Hauses, in dem er lebt; die Freunde desselben sind auch die Seinigen. Er meldet und beriecht die Kommenden. Bettler und Diebe sind ihm unerträglich. Wüthend, als auf Raubthiere, fällt er über die Letztern her, nimmt ihnen den Raub ab, und legt sich darauf. Bestünde dieser in etwas Eßbarem, so würde auch der heißeste Hunger ihn nicht verleiten, sich daran zu vergreifen. Er hält den Räuber und Mörder an der Kehle fest, kennt seines Herrn Eigenthum, und weiß durch Flüsse und weit entlegene Länder den Weeg zu diesem wieder zu finden. Unumschränkt beherrscht er die Heerden, und vereinigt im Angriff wilder Thiere alles, was Natur und Erziehung vermag. Seine Augen funkeln beym ersten Ton des Jagdhorns. Jede Bewegung verräth Verlangen nach einem rühmlichen Siege. Vorsichtig und leise sucht er die Fährte, muthig fällt er an, und sein Bellen vertritt die Stelle der Sprache; denn der Jäger schließt daraus auf das Alter, die Entfernung, das Lager rc. des Wildes. Umsonst sind die

Versuche des gejagten Thieres, dem Hunde die Spur zu verwirren. Im verwickeltsten Gewebe verschiedner Spuren weiß er sich zurecht zu finden, und verliert den Faden nie. Alles ist an ihm Sprache. Dankbarkeit und Bitten, Kummer über Abwesenheit und Freude über Wiedersehen, Verlangen und Hoffnung drückt er durch Geberden sehr deutlich aus. Ja, es ist sogar vielen gelungen, den **Hund** einige Wörter vernehmlich sprechen zu lehren. Er ist auf die Gunst seines Herrn höchst eifersüchtig, und der Feind desselben kann sicher seyn, daß er mit sich sträubendem Haare, ihm knurrend die Zähne weist, und sich bellend in die Händel, zum Vortheil seines Herrn, mischt.

So viele Aehnlichkeit auch der **verwilderte Hund** mit dem Wolfe hat, so macht doch der Hund ein eignes Thiergeschlecht aus, und ist keine zahmgemachte Wolfsart. Denn nicht nur, daß sich der Hund nie mit Wölfen vermischt, so lassen sich diese nie an Menschen gewöhnen. Ihre natürliche Wildheit bleibt ihnen, auch wenn sie in einem Hause von Jugend an erzogen werden: da hingegen auch der **verwilderte Hund** den Menschen bald liebgewinnt.

Der Hund gehört in die Ordnung der reissenden Thiere, die andere Thiere, zuweilen sogar Menschen, anfallen. Die vier Zehen an den Vorder- und die fünf an den Hinterfüßen, so wie die 6 Zitzen der Männchen, und die 10 der Weibchen haben alle miteinander gemein, so verschieden sie sonst sind. Eben diese große Verschiedenheit der Rassen macht es ungewiß, ob alle von einer Stammrasse abstammen, oder ob von Anfang der Welt mehrere Arten Hunde erschaffen worden seyen. Beyde Meynungen haben ihre Vertheidiger. Wahr ist es übrigens, daß je mehr ein Thier, unabhängig vom Menschen, sich Nahrung und Aufenthalt selbst wählt, desto weniger das ursprüngliche Gepräge der Natur verloren gehe; jemehr es aber Hausthier wird, desto mehr auch dieses verwischt werde. Der Mensch hat bey seinen Hausthieren die Natur gleichsam umgeschaffen und gewisse Ausartungen, die er bemerkte, erblich zu machen gewußt. Gäbe er sie der Wildniß wieder, so würden sie in einigen Generationen ihre ursprüngliche Natur wieder haben, wie die verwilderten Hunde in St. Domingo. Ist es nicht im Pflanzenreiche der nämliche Fall? Wo findet man Roggen, Waizen, und

manche Obstgarten in ihrer natürlichen Wildheit? Hat nicht der Mensch gewisse durch Kunst beförderte Ausartungen, weil er sie nützlich fand, verewiget, so daß unser jetziges Korn dem ersten Korn vielleicht so wenig gleicht, als unser Hund dem Stammhunde. Dem Menschen überließ es der Schöpfer, durch Nachdenken und Fleiß die Natur mit neuen Gattungen zu bereichern und ergiebiger zu machen. Wenn wir demnach vermuthen, daß unser Korn fetter, als das erste Korn, unsere Pflaume lieblicher, als die wilde, und unsre Dogge schöner, als der Stammhund sey; so würdigt das den Urheber der Natur nicht herab, sondern es ehrt ihn vielmehr, daß er ein Geschöpf, den Menschen, hervorgebracht hat, das die Natur so glücklich zu bearbeiten und umzuschaffen wußte. Doch wollen wir dieses **umschaffen** der Natur auf das Abhauen der Ohren und Schwänze nicht angewendet haben. Hier würden wir uns eines andern Ausdrucks bedienen.

Um die Stammrassen **der Hunde** zu entdecken, haben die Naturforscher sorgfältig die Hunde, die in Wildnissen leben, beobachtet. Denn hier, vermutheten sie, müßte allmälich das verschwunden

seyn,

seyn, was Kultur ihnen gab. Die nun schon über 150 Jahre in den **amerikanischen Wüsten** leben- den **Hunde**, sollen mit den Windhunden Aehnlichkeit haben. Eben dieses versichern auch die Reisenden von den wilden **Hunden in Kongo**. Beyde haben einen platten, langen Kopf, länglichte Schnauzen, einen schlanken, magern Leib, viel Wildheit und Geschwindigkeit, und sollen mit dem **Schäfer-** und **Bauerhunde** in vielem übereinkommen. Die Kongoischen halten sich zu dreißig bis vierzigen zusammen und fallen vereint Löwen, Tiger rc. an. Was von der Beute übrig bleibt, tragen sie in ein Dorf, und legen es zum Gebrauche der Einwohner hin. Unaufgefodert gesellen sie sich zu Reisenden und beschützen sie. Da nun überdas die **wilden Hunde von Kanada**, die auf den **antillischen Insuln**, und die in **Peru**, wo sie Alko heißen, in Absicht auf Ohren, Haare, Schwanz und Naturell dem **Schäferhund** nahe kommen, so hat man für gut gefunden, ihm die Ehre einzuräumen, **Stammvater aller Hunderassen** zu seyn. Sein schlechtes Aeußerliches kann keinen Einwurf dagegen abgeben. Denn gerade er besitzt die vorzüglichsten Eigenschaften **des Hundes**, Emsigkeit, Treue,

Wach-

Wachsamkeit, Liebe zu seinem Herrn, und dessen Eigenthum von Natur, ohne daß Erziehung einen Antheil daran hätte.

Es ist sonderbar, daß, wenigstens hie und da, der größere oder geringere Grad der Schönheit der Einwohner auch mit der Schönheit der Thiere im Verhältniß zu stehen scheint. In Lappland, Grönland und Siberien sind Menschen und Hunde gleich häßlich. Wie schön sind dagegen nicht in gemäßigtern Gegenden beyde? Wie vorzüglich die dänischen, finnländischen, tartarischen, albanischen, irrländischen Hunderassen! Diese letztern waren auch bey den Alten, unter dem Namen epirische, sehr berühmt. Einen solchen Hund schenkte ein albanischer König Alexander dem Großen. Um seinen Muth zu erproben, läßt dieser Bären, Eber und Damhirsche in die Nähe des Hundes führen. Dieser bleibt ruhig liegen. Aufgebracht über diese Feigheit läßt ihn Alexander tödten. Der König von Albanien sendet ihm einen andern, mit der Bitte, nur an großen, wilden Thieren den Versuch zu machen. Dieß geschah. In einem Augenblick war ein Löwe erlegt. Jetzt ward ein Elephant auf den Kampfplatz geführt. Mit unbeschreiblicher Kunst

wußte der Hund bald anzugreifen, bald sich zu wehren, bis er, zum Erstaunen der Zuschauer, das Ungeheuer zum Stürzen brachte, und zerriß.

Offenbar haben Pflege, Nahrung und Himmelsstrich den größten Einfluß auf die Mannigfaltigkeit der Hunderassen. In einigen Ländern werden sie kahl und haarlos, in andern stumm. Sie heulen dann wie die Wölfe oder gelfern wie die Füchse. Unter einem allzuheißen Himmel verlieren sie Feuer, Muth und Verschlagenheit. Hier sind sie zu den Diensten, die sie uns leisten, ungeschickt. Allein die Natur, die nichts Unnützes schafft, wußte sie auf eine andere Weise nützlich zu machen. Die Neger essen sie. Ein Hundsbraten wird von ihnen dem fettesten Schöpsenbraten und dem besten Wildprett vorgezogen. Sie bezahlen ihn weit theurer und halten ordentliche Hundemärkte. Das egyptische Frauenzimmer kennt keine größere Leckerey, als einen gekochten, jungen Hund. Die Karthaginenser hießen Hundefresser, (Canarii) und in Angola sind sie gewöhnliches Mastvieh. Man gibt auf dem Markte für einen fetten Hund zwey und zwanzig Sklaven, deren Marktpreis doch gewöhnlich zehn Dukaten für jeden ist. Der Adelsstand kann in diesen Län-

dern nicht gewisser erlangt werden, als wenn man in die königliche Küche einige fette Hunde liefert. Das Fleisch soll wirklich nicht unangenehm seyn; wenigstens fand es der Pater Sabard Theodat in Kanada wohlschmeckend und dem Schweinefleisch ähnlich.

Der **Hund** kommt sehr unvollkommen zur Welt. Er ist blind, und die Augenlieder sind nicht etwa bloß zusammengeklebt, sondern durch ein dünnes Häutchen aneinander befestiget, welches endlich, wenn die Muskeln stark genug geworden, am 10 oder 12 Tage zerreißt. Ehe ein Monat vergeht, entwickeln sich die Sinnen; die Größe und Stärke nimmt zu. Die Anzahl der Zähne beträgt 42. Im obern Kinnbacken sind 6 Schneide- 2 Hunds- und 14 Backenzähne; im Untern 6 Schneide- 2 Hunds- und 12 Backenzähne. Jedoch finden sich auch hier Abweichungen. Es verdient das Bücken der jungen Hunde beym Harnen und das Zusammenhängen nach dem Begatten als eine Sonderbarkeit angeführt zu werden, die sich, außer bey den Hunden, im ganzen Thierreiche nicht findet. Die **Hündinn** ist zweymal im Jahre **läufisch**. Dieß dauert 10 bis 12 Tage. Schon von Weitem wittert

sie der Hund. Sie trägt 60 bis 63 Tage, und wirft 6 bis 12 Junge. Zärtlich leckt sie dieselben, frißt den Unrath der Kleinen, damit kein übler Geruch sie belästige, und trägt sie sehr vorsichtig in ihr Lager zurück, wenn man sie ihr genommen hat. Die Jäger halten den **Hund** für den Besten unter dem **Wurf**, den sie zuerst zurückträgt. Auch gegen den größten Hund setzt sich die kleinste Hündinn, ihren Jungen zu lieb, zur Wehre. Je größer die Rasse ist, desto mehr zeugt und wirft sie Junge. Hiezu ist sie vom ersten Jahre bis an das Ende des Lebens fähig, das gewöhnlich im vierzehnten Jahre erfolgt. Erreicht der Hund ein höheres Alter, so ist er ein hilf- und sinnloser Greis. In der Jugend sind die Zähne weiß, scharf und glänzend. Im Alter werden sie stumpf, ungleich und schwarz, und an der Schnauze und den Augen zeigen sich graue Haare. So wie bey dem Menschen Trägheit und Mangel an Uebung, die Fertigkeit des Geistes und des Körpers vermindert und abstumpft, so geht es auch bey dem Hunde. Er belohnt die unweise Zärtlichkeit, die ihn nur fressen und schlummern läßt, mit Faulheit und Dummheit. Aus dem vollen Magen kommen dann Träume, und er knurrt oder

wedelt mit dem Schwanze, je nachdem die Traumgestalten frohmachend oder betrübend für ihn sind. So gierig und gefräßig er auch ist, so kann er dennoch Hunger ertragen. Eine, aus Versehen, auf einem Landsitze eingesperrte Hündinn lebte vierzig Tage von der Wolle einer Matraze. Die innerliche Hitze der Hunde macht ihnen das Trinken sehr nothwendig. Diese mag auch die Ursache seyn, daß sie, nicht ohne schmerzhaften Zwang, den Unrath von sich geben können. Sie wissen sehr geschickt ihre Zunge als eine Schaufel zu gebrauchen.

Unter den so vielerley Hunden wollen wir jetzt die vornehmsten, in gedrängter Kürze, anführen. **Die Form der Schnauze soll der Hauptcharakter der fünf verschiednen Klassen europäischer Hunderassen seyn.** In die erste derselben gehören alle die Arten, die eine **spitzige Schnauze**, und Gestalt, Haar und Naturell vom Schäferhunde haben, und gerne bey den Heerden sind. **Der Schäfer- oder Hirtenhund:** (29) die Ohren sind kurz und steif, der Schwanz hängt abwärts; die Schnauze ist nackt, der Leib zotticht, die Schenkel und der hintere Theil der Hinterfüße ausgenommen. Sein ganzes Aeußerliches ist schlecht und unansehnlich,

Tab. XV.

29

30

lich, allein seine Treue, Wachsamkeit und Kühnheit ersetzen das reichlich, was ihm an Schönheit abgeht, und geben ihm einen entschiedenen Vorzug vor manchen andern Hunden von der angenehmsten Gestalt. **Der Wolfshund**: beynahe ein Schäferhund. Er hat langes, seidenartiges Haar und Ohren wie der Wolf. **Der siberische Hund**: sein Kopf ist runder und haariger, der sehr zottichte Schwanz macht eine schneckenförmige Krümmung auf dem Rücken. **Der lappländische Hund**: sehr klein, mit steifen Ohren. **Der isländische Hund**: er hat eine kleine, schwache Schnauze, und große Augen. Der kurze Hals lauft mit dem Rücken fast in einer Linie fort. Eine **zweyte Klasse** machen diejenige aus, die eine **lange Schnauze** haben, den Pferden gerne folgen, und mehr nach dem Gesicht, als nach dem Geruche jagen. **Der Bauerhund**; die Ohren sind klein, die eine Hälfte derselben ist steif aufgerichtet, die andere hängt wie ein umgebogner Lappen herab. Die Füße sind nervicht. Der Schwanz, der etwas nach der linken Seite zu gekrümmt ist, macht einen Bogen, dessen Spitze vorwärts steht. Das Haar ist kurz, und nur an der Kehle, unter dem Bauche, an den Schenkeln und am Schwanze etwas länger. Er

ist sehr treu und wachsam. **Der Windhund:** (33) er ist im Grunde ein feingelenkiger, schlanker, magerer und kurzhaariger Bauerhund. Alles kündigt an ihm Schnelligkeit an. Er kommt aus warmen Ländern, vorzüglich aus der Levante. Um ihn schlank zu erhalten, wird er bey Wasser und Brod erzogen. In Kurland gibt es welche, die an Größe die Doggen übertreffen. Muthig fallen sie ein Elennthier an. Die kurländischen Eishunde haben an den Fußsohlen lange Haare, die die Stelle von Filsschuhen höchstwohlthätig vertreten. **Der große dänische Hund:** ein starkgliedrichter, kurzhaarichter Bauerhund, der, weil er gerne um Wagen ist, auch Kutschenhund genannt wird. **Der irrländische:** größer und stärker als Bauernhunde. Sie sind auch unter dem Namen albanische, griechische, tartarische, epirische bekannt, und erreichen in der Tartarey zuweilen die Größe eines Esels. Ihre Farbe ist gewöhnlich weiß, ihr Betragen still, und ihre Beute der Ochs. **Zur dritten Klasse** rechnet man die **von starker Schnauze**, die nach der Spur jagen. Der Jagd- auch **Wachtelhund:** (31) seine Schnauze ist länger und stärker als beym Bauerhunde, der Kopf ist rund, die breiten Ohren

Tab. XVI. 31.

32

Thelott sculp.

Tab. XVII

33

34

Thelott

hängen als Lappen herab; die Schenkel sind lang und fleischicht, der Schwanz krümmt sich verloren, die Beine sind sehnicht. Man legt ihn nicht selten an die Kette, und dann bewacht er Haus und Hof. **Der Spürhund:** Schnauze und Ohren sind bey ihm kürzer, und der Kopf stärker und fleischichter als bey jenem. **Der Bengalische Tigerhund:** ihn zeichnet bloß sein schönes, getigertes Fell von obigem aus. **Der Dachshund:** es gibt gerade- und krummbeinichte. Die krummen Füße scheinen eine erblich gewordene englische Krankheit zu seyn. Sie kriechen in Dachshöhlen und holen die Dächse heraus. Man hetzt auch Hasen, Füchse und Iltisse mit ihnen. **Der spanische Wachtelhund:** Spanien und die Barbarey geben mehrern Thieren ein langes, feines Haar. Auch dieser Hund hat an manchen Stellen sehr lange Haare. Sein Kopf ist rund, die breiten Ohren schwankend, die Schenkel dünn, der Schwanz auf den Rücken geworfen, das Fell weiß, auch fleckicht. **Der englische Wachtelhund:** dem vorigen gleich, nur schwarz: diejenigen unter ihnen, die an der Schnauze, den Schenkeln und unter den Augen falbroth gezeichnet sind, heißen **Pyrame.** **Der Pudel auch Wasserhund:** (34)

sein

sein Vaterland ist Spanien, seine Gestalt bekannt genug. Er ist ungemein nützlich, weil er alles aus dem Wasser holt. An Treue und Liebe zu seinem Herrn wird es ihm kein Hund zuvorthun. Man findet ihn bald ganz in Haare eingehüllt, bald aber auch nur an einigen Stellen haaricht. Unter andern Dingen, die er bald lernt, ist auch die Kunst, **Trüffeln** (eine Art braunrother Pilze, die, ohne Blätter und Wurzeln, eine Hand breit unter der Erde wachsen) zu suchen: wo er eine wittert, da scharrt er. Er bekommt von Jugend auf nichts als Brod, und ehe man aufs Trüffelnsuchen ausgeht, ein Stück Brod mit Baumöhl und Trüffeln gekocht. In Frankreich, Spanien und Mayland läßt man auch durch Mutterschweine Trüffeln aufsuchen, verschließt ihnen aber, vermittelst eines Ringes, den Rüssel. In **der vierten Klasse** finden wir Hunde mit einer **schwachen, kurzen Schnauze. Der kleine dänische:** nicht bloß die Größe, sondern die unter der Stirn äußerst ausgebogne, kurze Schnauze unterscheiden ihn von dem oben angeführten großen dänischen Hunde. Er sieht etwas dumm aus, und sein fleckichtes Fell hat ihm den Zunamen Harlekin erworben. **Der türkische,**

oder

oder barbarische Hund: die Hitze hat ihn des Haares beraubt: seine Haut ist fleischfarbicht. Sonderbar ists, daß in Egypten und in der Türkey die Hunde ihr ganzes Leben auf der Strasse zubringen müssen, und kein Haus betreten dürfen. Jeder Hund bleibt in dem Bezirke der Stadt, in dem er gebohren worden. Hieraus entstehen kleine Hunde-Republiken, aus denen keiner sich in eine andre wagen darf. Der Türke muß, nach seinem Gesetz, sich waschen, wenn er einen Hund anrührt: und doch liebt vielleicht keine Nation die Hunde mehr, als die türkische. Sie werden auf öffentliche Kosten gefüttert: ja sogar Stiftungen und Liebeshäuser für sie errichtet. In die fünfte Klasse gehört der Bullenbeißer: (34) seine Schnauze ist dick, kurz und nackt, die Nase stumpf, die Lefzen dick und herabhängend, der Schwanz gekrümmt. Ihr Grimm bey den unmenschlichen Freuden der Thierhetzen ist so außerordentlich, als ihre Stärke. Die von einigen Naturforschern angeführte Merkwürdigkeit, daß diese Hunde in einigen Ländern sogar zum Ziehen gebraucht werden, kann in Augsburg Niemand auffallen, da sie das gewöhnliche Zugvieh eines gewissen Gewerbes daselbst sind. Zween solche Hunde ziehen

eine beträchtliche Anzahl Schlachtkälber mit ungemeiner Geschwindigkeit.

Dieß sind nun die **reinen europäischen Rassen.** Aus ihrer Vermischung untereinander entstehen **Blendlinge**, die so lange fortdauren, als sie sich untereinander vermischen. Unter diese, die bald mehr vom Vater, bald mehr von der Mutter haben, gehören: **der kleine Pudel**, vom großen Pudel und dem spanischen Wachtelhunde; **das Bologneserhündchen**, vom kleinen Pudel und dem spanischen Wachtelhunde; **das Löwenhündchen**, wahrscheinlich von einem Bologneser und einem kurzhaarichten Hunde; **der Mops**, vom Bullenbeißer mit einem Unbekannten; die **englische Dogge**: (30) der Bullenbeißer und der große dänische Hund scheinen dieser Rasse das Daseyn gegeben zu haben. Sie ist ernsthaft, muthig, treu und tapfer. Eine gewisse grämliche Miene, ein gravitätischer Gang, ein sehr herabhängendes Fell unter der Schnauze, zeichnen sie besonders aus. Die schwarzgrauen Flecken mit gelben Einfassungen gaben der Dogge, die Büffon nach der Natur abzeichnen ließ, und in sein Werk aufnahm, ein sehr angenehmes Aussehen. Die Erlaubniß in den Schlafzimmern der Großen

und

und Vornehmen zu liegen, hat ihnen den Namen Kammerhunde erworben.

Wenn sich diese Blendlinge mit andern vermischen, so entstehen doppelte Blendlinge, als: der **Roquet**, vom Mops und dem kleinen dänischen Hunde; der **Achtziger** oder **Rüsselsche**, vom Roquet und dem Mops; der **Alikantische oder Kayennische**, vom Mops und dem spanischen Wachtelhunde; der **Hund von Burgos**, vom Dachs und dem spanischen Wachtelhunde; der **Kalabrische**, vom dänischen und dem spanischen Wachtelhunde.

Unter die **Nicht-europäischen** gehört: der **Mexikanische**, der **nackte Amerikanische**, der den sonderbaren Namen Xoloitzeumtli führt, und nicht bellen kann, der **Afrikanische**, der **Amerikanische wilde**, mit einem sehr langen Schwanze, der **amerikanische Fuchshund**, der im untern Kinnbacken nur zween Zähne und außer ihnen keinen weiter hat.

Es fällt von selbst in die Augen, wie unbeschreiblich nützlich diese Thiere dem Menschen seyen. Der Raum erlaubt nicht, alles anzuführen. Genug, daß ihre Treue, Wachsamkeit, Beschützung der Heerden,

Fertigkeit auf der Jagd ꝛc. sie allen Nationen schätzbar macht. Die Grönländer und Kamtschadalen spannen sie vor ihre Schlitten, auf denen gewöhnlich 5—6 Seehunde und noch ein Grönländer liegen. Aus ihrem Felle machen sie Bettdecken. Für die Nahrung aber müßen sie selbst sorgen, wozu sie gewöhnlich Mäuse, Fische und Gras aufsuchen. Bey uns werden Handschuhe, Beinkleider u. dgl. aus den Fellen verfertigt. Nicht ohne Erfolg soll man schon oft Kolikschmerzen, durch die natürliche Wärme eines auf den leidenden Theil gelegten Hundes, gelindert haben, und hie und da soll ein Podagrist durch Lecken eines Hundes befreyt worden seyn. Viele wichtige Entdeckungen verdanken wir diesen Märtyrern der Arzneykunst, die gar oft lebendig aufgeschnitten worden sind, um die Verrichtungen der innerlichen Theile zu beobachten. Sonst wurde das Fett der Hunde für ein treffliches Mittel gehalten. Man hat es so weit getrieben, daß bey gewissen Krankheiten sogar alle Suppen damit geschmelzt und Hunde-Butterbrod gegessen werden mußte. Und wer kennt nicht den Hundebalsam und den weißen Hundsunrath, der als ein unfehlbar schweißtreibendes Mittel in den Zeiten eingegeben wurde,

da man noch einer Sache desto mehr Heilkräfte zutraute, je schmutziger und sonderbarer sie war.

Unmöglich können wir dieses nützliche Thier verlassen, ohne von dem, wir möchten fast sagen, fürchterlichsten Uebel, das die Natur hat, etwas hinzuzufügen. Unsere Leser vermuthen schon, daß wir von der **Tollheit** und **Wuth** der Hunde reden wollen. Wenn wir nur einen Einzigen derselben vorsichtiger machten, nur Ein Unglück verhüteten, wie glücklich wollten wir uns schätzen! Einer der ganzen Menschheit so wichtigen Sache dürfen wir wohl einige Seiten schenken. **Der Anfang der Tollheit** verräth sich bey dem Hunde durch eine gewisse Niedergeschlagenheit. Er sucht die Einsamkeit, flieht Speisen und Getränke, brummt und knurrt, statt zu bellen, läßt Ohren und Schwanz hängen und scheint in einem Taumel zu seyn, der seine Schritte ungewiß macht. Fremde Personen fällt er tückisch an; gegen seinen Herrn behält er immer noch eine gewisse Achtung und Liebe. Noch ist sein Biß nicht tödtlich, aber doch schwerer zu heilen als andre Wunden. Nimmt die Wuth zu, so fängt der Hund zu keuchen an, streckt die Zunge hervor, schäumt und flieht das Wasser. Bald taumelt er,

als ob er im Schlafe wäre; bald macht er einen Sprung und weicht dabey immer vom geraden Weege ab. Seine Augen sind trüb und thränend, die Zunge bleyfarbig. Jetzt ist er seinem Herrn so gefährlich als jedem andern. Zusehends wird er magerer, und die Wuth steigt, so wie es seinem Tode, der nun kaum 24 Stunden mehr entfernt seyn kann, zugeht. Nicht immer verräth sich die Hundswuth durch alle die angeführten Zeichen, die besonders der den Haushunden eignen **laufenden Wuth** vorangehen. Weniger sichtbar sind die der **fahrenden Wuth**, die häufiger bey dem Jagdhunde vorkommt. Weder ein Schaum vor dem Rachen, noch ein gesenkter Schwanz verrathen sie, und die Wasserscheue bleibt zuweilen so ganz aus, daß der wüthende Hund freywillig schwimmt. Und doch ist bey beyden Arten der Wuth, der Biß gleich gefährlich; er hat die fürchterlichsten Folgen, und fordert die schleunigste Hilfe, wenn der unglückliche Verwundete nicht durch eben die Stufen der Wuth hindurchgehen soll. Der geringste Biß, der auch nur die Haut leicht ritzte, ohne daß Blut floß, die Berührung des Speichels ja selbst der begeiferten Werkzeuge, womit der wüthende Hund erschlagen wurde, kann traurige Folgen

haben,

haben, und in der ganzen Natur ist kein heftigeres Gift, als das von wüthenden Geschöpfen, den Menschen selbst nicht ausgenommen. Es soll sogar Jahre lang im Körper seyn können, ohne sich zu verrathen, und erst bey außerordentlicher Hitze der Jahrszeit und heftigen Leidenschaften sich entwickeln: wenigstens sind, nach dem Zeugnisse erfahrner Aerzte, unläugbare Fälle bekannt, daß die Folgen des Hundsbisses, bis auf die Niedergeschlagenheit, gehoben schienen, als nach mehrern Monaten die Wasserscheue ausbrach. Die erste Erscheinung bey dem von einem tollen Hunde Gebissenen ist Schmerz an der verwundeten Stelle. Sie schwillt und die schmerzhafte Empfindung verbreitet sich allmälich weiter. Trägheit in den Muskeln, unterbrochener Schlaf, unwillkührliche Seufzer, Traurigkeit und Entfernung von den Menschen sind die ersten Vorbothen einer schrecklichern Zukunft. Mit dem Wachsthume des Uebels werden auch die Zufälle fürchterlicher. Jetzt fühlt der Bedauernswürdige qualvolle Herzensangst; der Athem ist gepreßt und von Seufzern unterbrochen; ein kalter Schauer ergreift ihn, sobald er Wasser oder einen glänzenden Körper ansichtig wird; der geringste Tropfen Feuchtigkeit, womit

seine

seine Lippen oder Zunge berührt werden, vermehrt die Angst und das Zittern. Eine schwarze, zähe, gallichte Feuchtigkeit geht durch Erbrechen von ihm. Das Fieber, die Hitze, das Irrereden vermehren sich. Doch das Maaß seiner Leiden ist noch nicht voll! Sie steigen — und jetzt streckt der Unglückliche die rauhe Zunge heraus, seine Stimme wird heißer, er gähnt häufig. Er lechzet vor Durst, und so wie man ihm Getränke reichen will, macht ihn die Wasserscheue wüthend. In seinem Munde häuft sich Speichel: er fühlt einen unwiderstehlichen Reiz ihn gegen die Umstehenden auszuwerfen, er kämpft mit aller Macht dagegen, und vermag nicht den Reiz zu überwinden. Fürchterlich knirscht er mit den Zähnen; eiskalter Schweiß steht auf seinem Gesichte, er raßt entsetzlich: und das zu einer Zeit, wo man aus dem Streben andern nicht zu schaden, und aus seinen Bitten sich zu entfernen, auf die Gegenwart seiner Vernunft schließen muß. Endlich kommt — und wer wünscht es nicht? — der Tod, der unter Krämpfen, Verzuckungen und Engbrüstigkeit gemeiniglich am vierten Tage, vom Ausbruche des Uebels an, den Jammer endet, der außer dem lebendig begraben werden, nicht seines Gleichen hat. Bey der

Zergliederung dieser Unglücklichen finden sich die Werkzeuge zum Schlucken entzündet, der Magen voll einer zähen, gallichten Feuchtigkeit, die Galle schwarz, die Schlagadern voll, die Blutadern leer, der Herzbeutel, das Eingeweide, das Gehirn, das Rückenmark trocken, und das Blut so flüßig, daß es kaum zum Gerinnen zu bringen ist.

Unter die Ursachen der Hundswuth rechnet man vorzüglich die zu seltne Gelegenheit den Begattungstrieb zu befriedigen, die schnellen Abwechslungen einer großen Hitze und einer strengen Kälte, den Genuß eines vermoderten Fleisches, Mangel des Getränkes, allzuwarmes Fressen und Saufen, Würmer ꝛc. Zuweilen wird man von einem Hunde gebissen, und schwebt in der traurigsten Ungewißheit, ob er toll gewesen sey, oder nicht. Um hierüber Gewißheit zu erlangen, darf man nur dem gleich nach dem Bisse getödteten Hund mit gekochtem Fleisch die Zähne, das Zahnfleisch und die Kehle stark reiben, doch daß kein Blut nachgehe. Dieses Stück gebe man einem gesunden Hunde. Frißt er es, so war jener nicht toll. Denn jeder Hund wittert die Wuth eines andern und flieht. Weigert er sich aber mit ängstlichem Winseln, so hatte jener zuverläßig

die Wuth, und es ist hohe Zeit zum Gebrauche dienlicher Mittel zu schreiten, da jede Zögerung Mord werden kann. Sehr tiefes Schröpfen an der Stelle wo der Biß ist, und dann ein Blasenpflaster auf die Schröpfwunde, Merkurialien u. dgl. können im Anfange gute Dienste thun. Allein ganz sicher sollen sie nicht seyn. Man hat daher das Ausbrennen und Ausschneiden der Wunde empfohlen. In neuern Zeiten wurde der innerliche Gebrauch des mit Honig zu einer Latwerge gemachten Maywurms (Scarabæus majalis off., Meloe proscarabæus *Linn.*) sehr gerühmt, und erst vor Kurzem behauptete Hofrath Moneta in Warschau, durch Umschläge von Butter und Bieressig und durch den innerlichen Gebrauch eben dieser beyden Dinge mehrere Hunderte vollkommen geheilt zu haben. Jeder Menschenfreund freute sich dieser glücklichen Entdeckung. Allein das Zutrauen in sie ist schon wieder geschwächt, da der Leibarzt la Fontaine in Warschau jener Kurmethode öffentlich widersprochen, und überhaupt die Häufigkeit des Hundsbisses in Warschau geradezu geläugnet hat. Möchten wir durch die größte Vorsicht und die schleunigste Entfernung der Hunde, an denen wir Spuren der Tollheit bemerken, den Gebrauch

brauch jener Mittel unnöthig, und nie durch Leichtsinn das Thier zu einer Quelle des größten Jammers machen, das uns Gott zum Nutzen und Vergnügen gab!

Tab. XVIII.

Das Flußpferd.

Hippopotamus, *le Cheval marin.* (35. 36)

Wenn man die Stimme ausnimmt, die mit dem Wiehern des Pferdes einige Aehnlichkeit hat, so ist schlechterdings nicht einzusehen, wie man diesem Thiere fast in allen Sprachen den Namen Fluß- oder Nilpferd geben konnte. Denn mit einem Pferde hat es wohl nicht die geringste Aehnlichkeit. Der Name Wasserschwein ist offenbar bezeichnender; ihn hat Blumenbach dem Gewöhnlichern beygefügt, und dieses Thier unter **die Ordnung der dünnbehaarten Ungeheuer mit plumpen Füßen** versetzt. Lange fehlte es an genauen Nachrichten und richtigen Abbildungen von diesem merkwürdigen Thiere. Denn was die Alten von ihm erzählen, und wie es die egyptischen Obelisken und Münzen abbildeten, war für die Wißbegierde lange nicht hinreichend.

chend. Nur erst vom 30 Jul. 1603, da der Wundarzt Zerenghi zwey Flußpferde in einer Grube fieng, schreibt sich die erste richtigere Kenntniß desselben her. Allein die Unmöglichkeit sie zu transportiren machte, daß man sich mit den ausgestopften Häuten behelfen mußte; bis in den neuesten Zeiten Sparrmann, Gordon, Bruce u. a. das Flußpferd in seinem Vaterlande beobachteten und abbildeten, und uns ihre Bemerkungen mittheilten. Ihnen verdanken wir alles, was unsre Abbildung und Beschreibung Wahres und Richtiges haben mag.

Ein erwachsenes **Flußpferd** hat beynahe die **Größe** des Nashorns. Seine **Länge** übertrifft die eines Elephanten. In der **Höhe** erreicht es ihn aber bey Weitem nicht (*). Die **Ohren** und Augen

(*) Wir wissen die Größe der Thiere meistens nur durch Vergleichungen anzugeben. Denn so sehr es zu wünschen wäre, in den Zeichnungen allemal das wahre Verhältniß der Thiere gegen einander beybehalten zu können, so ist es doch unmöglich. Wie kann in einem Raume, wie der Unsrige, die 16 Fuß hohe Giraffe, und die nicht zween Zoll hohe Maus in richtigem Verhältniße gegen einander vorgestellt werden, ohne daß die Letztere

Tab. XVIII.

35.

36.

Nilson fec.

gen sind sehr klein. Der **Stern** der Letztern ist dunkelblau, vom Weißen aber sehr wenig zu sehen. Die **Nasenlöcher** sind ziemlich groß. Durch sie gibt das Thier oft eine beträchtliche Menge Wassers von sich, ehe es sich ans Land begibt. Die **Füße** sind 4 ungeheure plumpe Säulen. Ihre sehr harte Sohle ist so breit, als der ganze Fuß, lang ist. Die **Zehen**, deren jeder Fuß vier hat, sind beweglich; sie erleichtern dem Thiere das Schwimmen. Die **Nägel** gehen etwas spitzig zu. Der **Schwanz** ist sehr kurz, der **Rachen** aber ungeheuer. Man kann nichts fürchterlicheres sehen, als wenn es ihn aufsperrt. Seine **Schneide**- und besonders seine **Hundszähne** sind so außerordentlich lang, daß, wenn sich nicht das untere Gebiß über das Obere legte, der Rachen sich gar nicht schließen könnte. Sie sind so hart, daß sie Feuer geben, und hierin mag der Grund jener Fabel zu suchen seyn, das Flußpferd speye Feuer. Ihre Schwere beträgt drey bis acht Pfunde, und an Glanz, Weiße und Härte über-

Letztere fast unsichtbar klein werde. Und alles nach Schuhen und Zollen zu beschreiben, würde viel zu weitläuftig und zu ermüdend für ein Lesebuch seyn.

übertreffen sie das Elfenbein. Bäume damit auszureißen, deren Wurzeln es liebt, ist dem Nilpferde eine Kleinigkeit. Die **Haut** ist so dick, daß, wenn sie nicht vom Wasser erweicht ist, keine Kugel durchgeht: und ihre Schwere macht gerade eine volle Ladung für ein Kameel aus. Sehr wenige **Haare**, und zwar nur einzelne Haarbüschel an den Lefzen und am Schwanze findet man an diesem Thiere. Die Runzeln die sich hie und da finden, hat man fälschlich für Schuppen angesehen. Die Farbe des Flußpferdes ist braun, am Bauche aber etwas weißlicht. In den Ohren finden sich einige rußbraune Haare. Es hat nur einen **Magen**, käuet also nicht wieder. Sein **Gedärme** soll 109 Schuhe lang seyn. Die **Stimme** ist ein wieherndes Brüllen, das man auf eine Viertelmeile hört. Das **Vaterland** dieses Ungeheuers ist Afrika. Im Nil, im Senegal, im Tzanasee u. a. findet es sich häufig. Zwar hält es sich am Liebsten im Wasser auf, bleibt geraume Zeit unter demselben, und kommt nur zuweilen in die Höhe, um, wie es die Neger nennen, zu blasen. (Luft zu schöpfen) Allein seine Nahrung zu hohlen, steigt es ans Land. Ehe es dieß thut, so streckt es den Kopf hervor, und guckt sorgfältig umher, ob

kein

kein Mensch in der Nähe sey. Eben darum wählt es auch lieber die Nacht hiezu. Aber wehe dem Acker, auf dem es seine Mahlzeit hält! In einer Stunde ist das schönste Reis- oder Kornfeld rein abgefressen. Um die Zahl dieser gefräßigen Thiere zu vermindern, säen die Bewohner jener Gegenden Lupinen, deren Genuß, durch das bald darauf im Wasser erfolgende Aufschwellen, ihnen den Tod zuziehen soll. Obgleich das Flußpferd durch seine Gefräßigkeit sehr schädlich ist; so wußte doch die Vorsehung es so einzurichten, daß es den Schaden, den es auf einer Seite anrichtet, von einer Andern den Egyptern reichlich ersetzt. Denn sein tödtlicher Haß gegen das Krokodill vermindert diesen Feind der Menschen und der Thiere ungemein: und Egypten wäre eine menschenleere Wüste, wenn nicht der Ichnevmon die Eyer desselben, und das Flußpferd die Thiere selbst so sehr verminderte, daß der Schaden, den das so grausame als fruchtbare Krokodill anrichten könnte, ungemein eingeschränkt wird. Wenn das Flußpferd oft erscheint, so schließt man daraus, daß der Nil sich recht ergiebig zum Seegen des Landes ergießen werde.

Das etwas kleinere **Flußpferd-Weibchen** wirft Ein Junges und zwar am Lande. Es säugt und nährt es selbst. Gewöhnlich hält sich der Mann nur zu Einem. Kämpfe unter ihnen selbst, gibt es selten. Geschieht es aber, so beißen sie einander, und zwar in einer sitzenden Stellung. Denn ihre Schwerfälligkeit macht ihnen andere Arten des Kampfes unmöglich. Ungereizt beleidigt das Flußpferd nicht leicht. Besonders sind die Jungen so sanft, daß sie sich gerne streicheln lassen und sich anschmiegen. Allein desto fürchterlicher ist es, wenn man es reizt oder gar verwundet. Die Wuth gibt ihm dann Flügel, so daß selbst der Neger sich kaum zu retten vermag. Mit einem einzigen Biß ist ein Mensch entzwey. Es stößt Löcher in die Barken, und beißt aus denselben ungeheure Stücke. So lange es schwimmen muß, so kann es weiter nichts als Beißen. Allein am Ufer, wenn es die Füße anstemmen, und mit dem Rücken unter ein Schiff kommen kann, so wirft es, auch ein ziemlich beträchtliches um. Ueberhaupt ist die Nilpferd-Jagd sehr gefährlich, und Sparrman und seine Reisegefährten waren oft in der äußersten Gefahr, wenn sie bey Nacht diesem Thiere auflauerten. Wenn es

erschossen

erschossen ist, und dieß kann nur am Kopfe geschehen, so kommt es bald aufgeschwollen im Wasser in die Höhe; dann ziehen es gewöhnlich 15—20 Ochsen ans Land. Dieß ist auch kein Wunder, denn seine Schwere ist über viertausend Pfund.

Das Flußpferd soll sehr vollblütig seyn, und deswegen sich zuweilen an einem spitzigen Steine so lange reiben, bis eine Ader geöffnet ist; dann aber, statt des Verbandes, sich im Koth wälzen, um das Loch zuzustopfen. Plinius und P. Labat erzählen wenigstens diese sonderbare Aderläße. Allein die Natur wußte dem Blutüberflusse auf eine Art abzuhelfen, durch die zugleich eine andere Thierart ernährt wird. Eine Art Blutigel hält sich auf seiner Haut auf, die ihm das überflüssige Blut abzapft.

Die Negern von Kongo, Angola ꝛc. verehren das Flußpferd als eine Gottheit. Doch hält sie dieß nicht ab, sein Fleisch vortrefflich zu finden. Und in der That ists dasselbe. Alle Europäer fanden es noch weit schmackhafter als Rindfleisch. Der Speck wird auf dem Kap sehr theuer verkauft. Ein ausgewachsenes gibt 2000 Pfund Speck. Mit der Haut werden Schilde überzogen; aus den ungemein festen Knochen allerley Geräthe, und aus dem

Blut schöne Farbe verfertigt. Das schätzbarste an ihm sind die Zähne. Man macht daraus falsche, die den Vorzug vor den elfenbeinernen haben, daß sie nie gelb werden. Die Versicherung mehrerer Schriftsteller, daß der Zahn des Flußpferdes vor Zahnschmerzen bewahre, sieht einem Scherze sehr ähnlich. Denn es ist sehr gewiß, daß eingesetzte Zähne nie wehe thun.

Tab. XIX.

Das Schwein.

Sus, *le porc.*

Das wilde Schwein. (37)

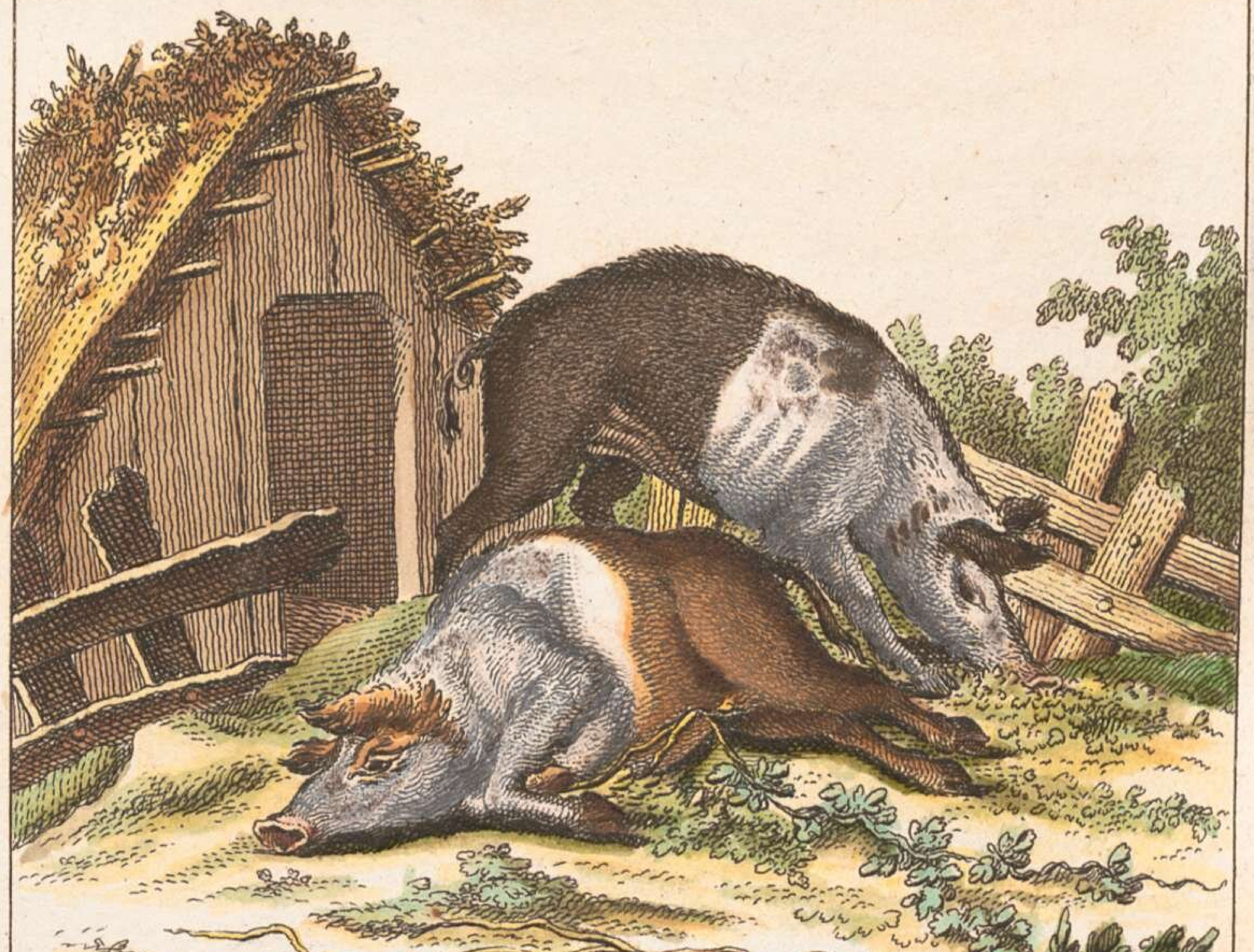
Das zahme Schwein. (38)

So geringe auch das Schwein geachtet wird, so gewiß es das dümmste unter allen vierfüßigen Thieren ist, und mit einer unangenehmen Gestalt die eckelhafteste Unreinlichkeit und die unersättlichste Gefräßigkeit verbindet; so viel Merkwürdiges und Auszeichnendes hat es für den Naturforscher. Die äußerliche Bildung des Fußes hat ihm zwar seine Stelle unter den Säugethieren mit gespaltnen

Tab XIX.

37.

38.



Nilson. fec.

Klauen angewiesen, allein, wenn man die Klaue wegnimmt, so entdeckt man **vier** von der Natur unvollendet gelassene **Zehen**, deren zween in die Klauen selbst sich erstrecken, zween aber hinten sitzen, wo andre Thiere Afterklauen haben. Eine Einrichtung, über deren Zweck sich zwar nichts sagen läßt, die aber doch einen haben muß; denn zwecklos hat der Schöpfer nichts gebildet. Eben so sonderbar ist der Umstand, daß das Schwein die **ersten Zähne** (Milchzähne) nie verliert, und darin von der allgemeinen Regel abgeht. Nicht minder auffallend ist der dicke **Speck**, und die große Menge der Jungen, die das Schwein hat. Lauter Dinge, die es unter den vierfüßigen Thieren besonders auszeichnen.

Je nachdem das Schwein wild oder zahm, alt oder jung u. d. ist, führt es verschiedene Namen. So heißt das zahme männliche: **Eber**; der verschnittene Eber: **Bork**; das weibliche Zahme: Sau; die verschnittene Sau: **Börgen**; das saugende Junge: **Spanferkel**; das von der Mutter entfernte: **Absetzferkel**; das wilde männliche Schwein: **wilder Eber, Hauer**; das weibliche: **Bache, wilde Sau**; das Junge: **Frischling.**

Das **wilde Schwein** unterscheidet sich von dem zahmen durch einen längern Kopf, stärkere Fangzähne, dickere Läufte, einen gröbern Rüssel, und entferntere Klauen; seine Ohren sind steif, seine Borsten von dunkler, schwarzer Farbe und struppicht; sein Schwanz sehr kurz. Seine Stärke ist im Kopfe. Die Gewohnheit, sich in Morästen zu wälzen, und an harzichten Bäumen sich alsdann zu reiben, verwandelt seine Haut in einen fast undurchdringlichen Küras. Es vertheidigt sich mit schäumender Wuth, und rennt, wie rasend, selbst in den Jagdspieß. Was ihm an Schnelligkeit abgeht, ersetzt ihm sein ungemein feines Gehör. Es liebt das gesellschaftliche Leben; leidet aber durchaus nur Schweine in seinem Zirkel. Dieser besteht oft aus vierzig und mehrern; ein starkes Grunzen ist das Feldgeschrey, auf das, bey herannahender Gefahr, sich alles versammelt. Die **Brunftzeit der wilden Schweine** fällt in den November, wo sich zu dem übrigen Unangenehmen derselben ein widriger Geruch noch hinzugesellt. Die Bache wirft nach 4 Monaten 4—6 Frischlinge, die in ihrer Jugend braun und schwarz gestreift sind; ein Kleid, das sie aber nach wenigen Monaten mit einem schwarzen

ver=

vertauschen. Ungemein liebt die Mutter ihre Jungen und wagt alles für sie. Sie behält sie daher 2—3 Jahre bey sich. So gefräßig die wilden Schweine auch sind, so nöthiget sie doch ihr Aufenthalt in den Wäldern, in denen sie nicht, wie die Zahmen in ihrem Stalle, eine gedeckte Tafel finden, etwas mäßiger als diese zu seyn. Oft ereignen sich fürchterliche Kämpfe unter ihnen. Sie rennen mit den Schultern heftig gegeneinander, und machen dann eine plötzliche Wendung mit dem Kopfe, um ihren Gegner durch die Fangzähne zu verwunden. Die Natur lehrte sie alsdann, die Wunde an Fichtenharz zu reiben: eine Kurart, die ihnen vortreffliche Dienste thut. Man findet nicht selten ihren Leib voll tiefer Narben; denn sie wissen mit ihren Zähnen, ohne Anweisung, eben das zu leisten, was die Indianer durch Elephanten, die sie mit am Leibe befestigten Säbelklingen unter die Haufen ihrer Feinde jagen, ausrichten. Das Alter macht den wilden Eber nicht sanfter. Er zieht sich nun zurück, und lebt einsam. Jetzt macht ihn wahrer Menschenhaß dem Jäger höchstgefährlich.

Das zahme Schwein ist zwar nicht so grimmig als das wilde; hat aber übrigens durch seinen

Aufenthalt unter den Menschen nicht das Geringste gelernt, was ihm zum Ruhme angerechnet werden könnte. Seine Gestalt ist bekannt genug, und seine Farbe ist, wie bey allen Hausthieren, sehr mannigfaltig. In der Schweinszucht werden die mit langen Beinen und starkem Rüssel vorgezogen. Der **Eber** ist gemeiniglich sehr wild, und geht, wenn er bey übler Laune ist, auf Menschen und Thiere los. Die **Sau** sucht ihn, in der Belegezeit, wohl selbst auf: das Ende vom Lied ist bey ihr immer unbändiges Wälzen im Koth. Sie trägt vier Monate, sammelt um die Werfzeit Stroh, und bringt 8 bis 18 **Junge**; eine unter vierfüßigen Thieren ungewöhnliche Fruchtbarkeit. Man kann sie zweymal in einem Jahre belegen lassen. Die **Ferkel** schlagen in der Farbe dem Vater nach. Es versteht sich, daß man nur wenige der Mutter lassen darf. Ueberhaupt aber erfordert eine Schweinsmutter genaue Aufsicht, denn ihre Gefräßigkeit ist so außerordentlich, daß sie, wenn der Hunger sie anwandelt, ihre eignen Jungen anfrißt. Diese kennen ihre Mutter so wenig, daß es ihnen gleich viel ist, an welcher sie saugen. Man verschneidet diejenigen, die man nicht zu **Zuchtebern** oder **Zuchtsäuen** heranwach-

sen lassen will, und stellt sie an die Mast, in der ihnen besonders Eicheln, Buchecker, Erdäpfel und Kastanien sehr gedeihen. Zuweilen läßt man zahme Schweinsmütter in die Wälder um von wilden Ebern belegt zu werden, wodurch man eine gute Art erhält. Kurzes, frisches Gras, fressen die Schweine ungemein gerne. Inzwischen sind sie gar nicht eckel. Blut und Fleisch ist ihnen immer willkommen. Weder Geflügel, noch Schnecken, noch Regenwürmer sind vor ihnen sicher: auch fette Lehmerde fressen sie. Sie verschmähen das Aas von Fischen und andern Thieren, ja sogar todte Menschen nicht; sie wühlen Gräber um, und thun das aus Freßlust, was der Mensch aus Habsucht nicht selten that. Im Herbste füttert man sie mit gehacktem Kraute, Kohl, Rüben u. dgl. im Winter mit den gekochten Hülsen des Leinsamens. Dieß geschieht des Tags zum öftern. Sie fressen und saufen zugleich. Alles im Hause durchsuchen sie, und werfen das Geräthe um, ob nicht etwas Eßbares darunter verborgen ist. Daher hat sich der unglückliche Fall schon ereignet, daß ein Wiegenkind ein Opfer ihrer Gefräßigkeit geworden. Zu hüten sind sie sehr schwer, weil ihre Dummheit keiner Erziehung fähig

ist.

ist. Das Klatschen und die Hiebe einer gewaltigen Peitsche, ein gewisser Ton, der den eines Ferkels nachahmen soll, und der Schall eines Horns sind die Mittel, wodurch sie der Schweinshirte regiert. Dieß sollen, wie Aelian erzählt, die Seeräuber des tyrrhenischen Meeres erfahren haben. Denn alle die bey einer Landung gestohlnen Schweine, sollen auf den Schall des Horns, den die bestohlnen Küstenbewohner ertönen ließen, aus den Schiffen gesprungen und ans Land geschwommen seyn. Sie fürchten die Gewitter, und rennen dann unter abscheulichem Geschrey dem Stalle zu, in dem jedes seinen eignen Platz behauptet. Auch unter den Schweinen herrscht, wie unter vielen Thieren, die Gewohnheit, den neuen Ankömmling, selbst wenn er größer und stärker ist, zu beunruhigen und zu necken, bis sie ihn an Stall und Fressen Theil nehmen lassen, und als Eingebohrnen behandeln. Eine Gewohnheit, die dem Pennalismus nicht unähnlich sieht. Ihr Speck ist von dem Fett und Talg anderer Thiere verschieden, und hat mehr Aehnlichkeit mit dem Thran der Wallfischarten. Er ist eine Art Futter zwischen Haut und Fleisch, und kann so dick werden, daß sich schon Mäuse einnisteten, ohne

vom

vom Schweine bemerkt zu werden. Geßner erzählt von einem 575 Pfund schweren Schweine, dessen Speck 1 Schuh 3 Zoll dick war. Die italiänischen Fleischer haben die Gewohnheit mit einem Pfriem die Dicke des Specks zu untersuchen. Das **Schwein** hat in allem 44 **Zähne**. Die obern 6 **Schneide**zähne sind stumpf und cylindrisch, und passen nur schief auf die sechs schärfern untern. Die Fangzähne sind zirkelförmig. Die **Finnen**, eine häufige Krankheit, verrathen sich durch schwarze Bläschen an der Zunge und Blut an den Wurzeln der ausgerissenen Borsten. Sie sind eine Folge der Unmäßigkeit. Denn die etwas frugalern wilden Schweine haben sie nicht. Die **Lebensdauer** der zahmen Schweine ist 25—30 Jahre, wenn nicht Krankheiten oder unser Appetit dieselbe abkürzen.

Kein Hausthier ist ausgebreiteter in der Welt. Die Spanier brachten Schweine auch nach Amerika. Sie sind daselbst verwildert. In allen heißen Ländern sind sie schwarz. Etwas kleiner als das Unsrige, ist das **Siamische**, und kürzere Füße hat das **Chinesische**. In den Städten der Provinz Kiangsi sind sie so häufig, daß man kaum auf den Strassen gehen kann. Schlankere Glieder hat das **mexikanische**,

kurzgeschwänzte Muskusschwein. (Pekari) Auf dem Rücken desselben ist eine Oeffnung, aus der sich eine sehr stark riechende Feuchtigkeit ausdrücken läßt, deren starker Geruch es gegen Raubthiere schützt. Außer diesen ist noch das langöhrige Guineische, das wilde Aethiopische und das Sumpfschwein anzuführen.

Der Mensch hat den Eckel, den dieses unreinliche Thier einflößt, glücklich überwunden. Er findet Fleisch und Speck desselben vortrefflich. Um diese aufzubewahren, räuchert er sie, und weiß durch Salz und Salpeter, die sonst kein Fleisch so sehr durchdringen, der Fäulniß zu wehren. Selbst das Blut, den Rüssel, die Eingeweide und die Füße genießt er. Mit dem Mist düngt er die Felder; das Fett am Netz muß ihm zur Wagenschmiere, die Haut zu Sieben, die Borsten zu Kehrwischen, Bürsten und Pinseln dienen. Fast alle Nationen lieben die Nahrung von diesen Thieren. Nur der Mahomedaner und der Jude muß sich den Genuß desselben versagen. Das Gesetz der letztern erklärt diese Thiere für unrein d. h. zu essen unerlaubt. Sie im Hause zu haben, würde in den ältesten Zeiten eben so wenig verbothen gewesen seyn, als Pferde,

Esel,

Esel, Kameele, ꝛc die ja auch unrein waren. Für eine Nation, die zu Hautkrankheiten geneigt war, war dieses Gesetz an sich schon weise: wurde es aber dadurch noch mehr, da sonderbare Speisegesetze das beste Mittel waren, genaue Verbindungen mit benachbarten Völkern unmöglich zu machen, und Gastmahlen vorzubeugen, bey denen Freundschaften so leicht gestiftet werden. Der unwürdige Spott der Christen hat dem Juden einen Haß gegen das Schwein, wie er ihn gegen kein andres unreines Thier empfindet, eingeflößt, so daß mancher den Namen Schwein gar nicht in den Mund nahm, sondern es Daver-Acher d. h. etwas Anders, nannte, und dem Gesetze eine größere Ausdehnung gab, als es wirklich hatte. Uebrigens ist dieser Spott höchst unanständig. Denn nur ein ungesitteter Mensch kann dessen spotten, was andern durch Religionsbegriffe ehrwürdig ist. Die Egyptier essen aus Dankbarkeit kein Schwein, weil sie ihm die Kunst zu pflügen abgelernt haben wollen, die Chineser aber sollen den Genuß desselben so sehr lieben, daß nur das Verboth des Schweinfleisches sie von der Annahme des Mahomedanischen Glaubens abhalten soll.

Tab. XX.

Das Kameel.

Das gemeine Kameel, (39)

Dromedarius, *le dromadaire.*

Das Trampelthier, (40)

Camelus bactrianus, *le chameau.*

Nie würden jene Gegenden von Asien und Afrika, die eine brennende Sonne, ein trockner Himmel und ein heißer Sand, fast unbewohnbar machen, wo der Durstige keinen Brunnen, und der Müde keinen Schatten findet, und Gerippe verschmachteter Geschöpfe, und nackte Felsen die einzigen Gegenstände sind, die der Reisende, in der um ihn todtscheinenden Natur antrifft; nie würden sie von Menschen betreten, wenigstens nicht so häufig durchreist worden seyn: hätte nicht die Vorsehung das Kameel dem Menschen geschenkt, das in den ausgebrannten Wüsten Arabiens gerade alles das ist, was den Bewohnern der nördlichsten Länder das Rennthier nur immer seyn kann. Denn für den ganzen Orient ist kein wichtigeres Thier als das Kameel.

Nicht

(39)

re.

0)

ameau.

und Affe
Himmel und
machen, w
Wüste kein
achteter G
Gegenstände
erscheinend
nschen bew
reist word
Kameel be
ßgebrann
was den
Lastthier
en Orient

Nach

Tab. XX.

39

40

Nicht allemal ist das Nützliche auch schön gebildet. Man kann kaum ein nützlicheres, aber auch kaum ein häßlicheres Thier sehen, als das **Kameel.** Der kleine **Kopf**, die kurzen **Ohren**, die länglichte **Schnauze** mit einer **Hasenscharte**, der unförmliche **Hals**, die sonderbaren **Augenränder**, der dicke **Bauch**, das magere **Kreuz**, die abscheulichen **Höcker**, die ungestalten **Füße**, die großen an zween Zehen befestigten **Hufklauen**, (die ihm seine Stelle unter den **Säugethieren mit gespaltnen Klauen** anweisen) der kleine, haarichte **Schwanz**, alles vereinigt sich, dieses Thier wirklich häßlich zu machen. Hiezu kommen noch die **Schwielen**, deren Eine vorn an der Brust, 4 an den Vorderfüßen und 2 an den Hinterfüßen sich befinden. So wohlthätig sie dem Thiere sind, da sie ihm zum aufstemmen, als Kissen dienen, so sehr entstellen sie es. Man hat lange geglaubt, sie seyen eine Folge der Strapazen, und entstünden erst vom Knieen und Liegen. Allein es ist ausgemacht, daß sie ihnen angebohren sind.

Das **Kameel** (Dromedar) und das **Trampelthier** bezeichnen eigentlich nicht zwo ganz verschiedene Gattungen, sondern zwo Rassen, die sich untereinander vermischen, und eine stärkere, dauer-

haftere Art hervorbringen, als sie selbst sind. Sie unterscheiden sich bloß dadurch, daß das gemeine Kameel nur Einen, das Trampelthier aber zween Höcker hat; daß jenes, obgleich etwas kleiner, doch geschwinder und brauchbarer, auch bey Weitem in einem größern Theil von Asien und Afrika verbreitet ist. Dieß ist es auch, welches die Araber das Landschiff nennen. Jedoch werden jene Namen von vielen Reisenden vermischt gebraucht und einer nennt das Dromedar, der andere Trampelthier, was der dritte bloß Kameel nennt.

Der eigentliche Geburtsort der Kameele ist Arabien, das dürreste Land in der Welt. Jetzt sind sie in ganz Asien, in einem Theil von Afrika und in der europäischen Türkey zu Hause. Man hat Versuche gemacht, sie unter andere Himmelsstriche zu verpflanzen. Die Engländer haben nach Jamaika welche gebracht; allein es wollte nicht gelingen. So hatte Herr v. Brenkenhof auf seinen Gütern, bey Berlin, zwar das Vergnügen, ein Junges von seinen zwey Kameelen zu erhalten. Aber in wenigen Tagen war es todt. Man scheint ihre Wartung noch nicht hinlänglich zu verstehen. Es ist bereits berechnet, welchen Nutzen ihre Verbreitung in

Deutsch-

Deutschland vorzüglich in Feldzügen schaffen würde: weil sie viel arbeiten und wenig fressen. Sollen sie bloß um deßwillen unter unsern Himmelsstrich verpflanzt werden, so wird ihnen der Menschenfreund kein großes Gedeihen wünschen. Ueberdas scheinen schon die Füße dieses Thieres seine Bestimmung für ein sandiges Land anzuzeigen. Auf einem glatten, schlüpfrigen Boden wird es ihm sehr sauer zu gehen. Jetzt sind die Kameele fast in allen warmen Ländern zahme **Hausthiere**. Doch fand Pallas in den großen Wüsteneyen des gemäßigten Asiens **wilde**.

Der **Höcker** ist nicht, wie man etwa glauben könnte, ein gekrümmter Rückgrat, sondern Auswuchs einer drüsichten Substanz. Durch Hunger und Anstrengung nimmt er ab, und schrumpft zu einem bloßen Haarklumpen zusammen. Die **Farbe** ihrer Haare ist schmuzig schwarz, falbgrau, braun, dunkelgelb; und sehr oft eine sonderbare, eben nicht angenehme Mischung. Es gibt auch weiße. Diese sind aber selten und werden bey den Reisen einiger Nationen nur dazu gebraucht, um die Geräthe zum Götzendienst zu tragen. Auch werden aus ihren Haaren in Persien Gürtel verfertigt, deren einer 2 Tomane (d. i. beynahe 60 Fl.) kostet.

In

In der **Brunftzeit** ist dieses sonst so gute Thier wüthend. Es frißt und sauft 40 Tage nicht das Geringste, beißt nach seinem Herrn und schlägt aus. Es schäumt und aus seinem Maule kommen rothe Blasen. Man muß ihm einen Maulkorb anlegen. Eben jene Heftigkeit ist Ursache, daß das Verschneiden eingeführt ist. Das **Weibchen** trägt ein volles Jahr, und säugt ihr **Junges** zwey Jahre. Dieses gewöhnt der Araber schon in seiner Jugend an seinen künftigen Beruf. Er biegt ihm die Beine unter den Leib, legt ihm einen Teppich über den Rücken, der auf beyden Seiten auf der Erde aufliegt, und mit Steinen beschwert ist, daß es nicht aufstehen kann, theilt ihm seine Mahlzeit höchst mäßig ein, läßt es Hunger und Durst leiden, und richtet es durch ein Pferd im Laufen ab. Allein es übertrifft seinen Lehrmeister sehr bald. Denn was eins der besten Pferde in zehn Tagen leistet, das vermag, nach Chardins Versichrung, das Kameel in einem Tage. Sein Trab ist so schnell als der Galopp des Pferdes, und dabey sehr sanft. Hierin wird es aber das gemeine Kameel dem Trampelthier sehr bevorthun, weil es etwas dünner und schmaler ist. Niebuhr ritt einst eines und seine Reisegefährten nahmen

Pferde.

Pferde. Sie hatten es aber zu bereuen Ursache. Wenn ihm Abends nicht anders war, als hätte er den ganzen Tag auf einem Stuhle gesessen, so kamen sie wie gerädert, in der Herberge an. Es legt sich nieder, wenn es den Reiter aufnehmen oder bepackt werden soll. Wenn dieser, beym Aufstehen des Thieres, nicht vorwärts fallen will, so darf er sehr vorsichtig seyn: denn es steht mit den Hinterfüßen zuerst auf. Alle Kaufmannsgüter in der Türkey, Arabien, Persien 2c. werden auf Kameelen spedirt. Dieß geschieht der Räuber wegen in großen Gesellschaften (Karavanen). Mehr läßt sich das Kameel nicht aufladen, als es, ohne sich zu sehr anstrengen zu müssen, zu tragen vermag. Dünkt ihm die Last zu schwer, so stößt es nach dem unbilligen Menschen, der sie ihm zumuthet und brummt. Geflißentlich überladen werden sie nur in der Nähe von Zollstätten, weil die Zolltaxe nach Kameelsladungen bestimmt ist. Sie tragen nach ihrer verschiednen Stärke von 7 bis 20 Centner. Sobald die Karavane bey einem Lagerplatze ist, so stellen sich alle Kameele, die Einem Herrn gehören, in einen Kreis und setzen sich. Jetzt werden die Knoten, die die Ballen festhalten, aufgelöst, und diese auf

die Erde gelassen. Dann gehen die Thiere auf die Weide. Mit Anbruch des Tages setzt sich wieder jedes zwischen seine zween Ballen, diese werden befestigt und der Zug geht weiter. Dieß alles ist das Werk weniger Minuten. Manche Kameele ruhen sogar zwischen ihren Ballen. Sporn und Peitsche vermögen nichts über sie, wohl aber Musik und Gesang. Je schneller der Takt, desto muntrer gehen sie. Es kommt ihnen nicht darauf an, mehrere Meilen über eine gewöhnliche Tagreise zu machen, wenn nur dabey musizirt wird. Ihre Speise sind Distlen, stachlichte Gewächse, Gerste, Bohnen, Haber u. dgl. Es ist unbegreiflich, wie das Kameel bey seiner Größe, mit so Wenigem bestehen kann, als es zu sich nimmt. In einer Stunde hat es sich auf volle 24 Stunden satt gefressen, und dann kauet es die ganze Nacht wieder. Wenn die vor den Nachsetzenden fliehende arabische Räuberhorde ihren Kameelen täglich eine Ruhestunde gestattet und zuweilen einen Teigklumpen ins Maul steckt, so sind diese Thiere zufrieden, und legen in wenigen Tagen eine Strecke ins Innere der Wüsten zurück, die die Lust ihnen nachzusetzen wohl benimmt. Noch sonderbarer ist es, daß sie 9—10 Tage Durst

leiden können, und eben dieß macht in jenen Wüsten ihren Gebrauch so unentbehrlich. Allein diese Dauer des Durstes ist nicht Werk der Gewohnheit, sondern ihrer innern Bildung. Denn, außer den 4 Magen, die sie mit den wiederkäuenden Thieren gemein haben, gab ihnen die Natur einen fünften; dieser ist eine Art Beutel, worin das Thier eine große Menge Wassers so aufbewahren kann, daß es weder in Fäulniß geräth, noch sich mit andern Nahrungsmitteln vermischt. Vermöge gewisser Muskeln kann es diesen Vorrath, in den Tagen des Mangels öffnen und verschließen. Schon manchmal mußte der Araber sein treues Kameel aufschneiden, und, um nicht Dursts zu sterben, zu diesem Wasser seine Zuflucht nehmen. Sobald die Kameele, nach langwierigem Mangel, eine Pfütze wittern, so verdoppeln sie ihre Schritte, um sich wieder zu füllen. Sie erreichen ein Alter von 40—50 Jahren, und verlieren alle Jahre ihre Haare so ganz, daß sie wie ein gebrühtes Schwein aussehen, und gegen den Insekten Stich mit Theer beschmiert werden müßen. So gut diese **Wolle**, die zu Fußdecken, schönen Zeugen rc. dient, auch ist; so kommt sie doch bey Weitem den Kamelhaaren (von den angorischen

Ziegen) nicht gleich. **Milch, Käse und Fleisch** finden die Araber auserlesen, jedoch konnte Niebuhr der erstern keinen Geschmack abgewinnen. Aus ihr machen die Kalmucken starken Branntewein, so wie die Mohren in Senegambien fast ganz davon leben. Aus den **Schwanzhaaren** werden Bürsten, aus den **Knochen** Tabackspfeifen, aus der **Haut** eine Art Chagrin, so wie auch Krüge und Schläuche, und aus dem **Urin** Salmiak verfertigt. Der **Mist** dieser Thiere wird getrocknet, und dann entweder als Streue verbraucht, oder in Klöse geformt, die zum Einfeuern und Kochen, in den Gegenden, wo Feuer so schwer als Wasser zu bekommen ist, vortrefflich dienen. Eben darum sammelt die folgende Karavane sorgfältig den Mist, den die vorausgehende zurückgelassen hat. Denn bis sie kommt, ist er gerade trocken.

Wie viele Ursache hat demnach der Araber, dieses Thier als ein Heiligthum, als das wohlthätigste Geschenk des Himmels anzusehen, und wenn die Rede von Wohlhabenheit ist, sich nicht anders auszudrücken, als: **er hat so und so viele Kameele.** Ja wer kann dem Wesen, das jedem Himmelsstrich ein eignes höchstangemeßnes Thier zu geben wußte, die innigste Bewunderung versagen?

Tab. XXI.

Der Auerochse. (41)

Urus, *l'Aurochs*.

Ehe der Mensch den gemeinen Stier unterjochte, und zu einem Hausthiere erzog, soll derselbe in seinem wilden, natürlichen Zustande, das gewesen seyn, was wir den **Auerochsen** nennen. Von ihm sollen die verschiednen Ochsengattungen, der Bison, Bonasus, Zebu u. alle die in den vier Welttheilen ausgebreiteten Ochsen abstammen, und in zwo Hauptrassen zerfallen, deren die Eine mit einem Höcker versehen ist, die Andere aber denselben entbehrt. Diese Rasse nannten die alten Germanier **Urochs** (von **ur** waldig; weil sie nur in Wäldern dieselbe antrafen), woraus die Römer ihr urus, und jene **Wiesen**, woraus sie bison machten. Freilich scheinen die großen und auffallenden Verschiedenheiten der Ochsenarten untereinander dem Auerochsen die Stelle eines Stammvaters aller Uebrigen streitig zu machen. Allein es ist ja bekannt, daß nichts der Veränderung mehr unterworfen sey, als unsre Hausthiere. Der mächtige Einfluß des Klima und der Nahrungsmittel wirkt auf gefangene Geschöpfe weit

stärker, als auf die, die ihre Freyheit genießen, und jeden Trieb uneingeschränkt befriedigen können. Ausartungen verewigen sich, und was uns anfangs Naturfehler schien, wird endlich bleibende Eigenschaft. Vielleicht würde es uns Mühe kosten, im Paradiese, wenn wir uns plötzlich in dasselbe versetzt fänden, unsre Hausthiere herauszusuchen. Drey Stücke sind es, worinnen jene zwo Rassen sich merklich voneinander unterscheiden: der **Höcker**, die **Haare** und die **Hörner**. Die **Bisonten** haben zwischen den Schultern einen beträchtlichen **Höcker**, der aber, wenn man sie mit gemeinen Ochsen sich vermischen läßt, allmälich abnimmt, und in der dritten Generation ganz verschwindet. Diesen Höcker haben die Auerochsen nicht. Ferner fehlt diesen das lange **Haar**, das den Hals, die Kehle und die Schultern der Bisonten, wie eine starke Mähne, bekleidet, und dieser ihre **Hörner** sind einwärts, der Auerochsen ihre aber auswärts gebogen. Nur einen kleinen Theil der Erde haben die Letztern zu ihrem Wohnplatz, da hingegen die **Buckelochsen** oder **Bisonten** heutiges Tages alle südlichen Länder erfüllen. Und eben darum benützen wir den Raum, den uns der an Merkwürdigkeiten dürftige Auerochse

ochse läßt, um von dem Buckelochsen etwas zu sagen. Das ganze feste Land von Ostindien, die Insuln der östlichen und westlichen Meere und ganz Afrika kennt keine andre Ochsen als höckrichte. Ja, in Surate sah Pietro della Valle schneeweiße Bisonten mit zween Höckern. Man behängt sie mit kostbaren Decken und Schellen, und treibt großen Luxus mit ihnen. Sie galoppiren wie Pferde, deren Stelle sie auch vor den Kutschen vertreten müßen. In Ostindien weiß man fast von keiner andern Art des Fuhrwerks, als mit solchen Buckelochsen. Sehr beträchtliche Strecken legt man mit solcher Equipage zurück. Tavernier hatte vor seinem Reisewagen zwey. Sie kosteten ihm 100 Rupien, deren vier ungefähr einen Laubthaler machen. Den ganzen Tag über liefen sie einen scharfen Trab, und begnügten sich Mittags mit 2 bis 3 Klösen von Weizenmehl mit Butter und schwarzem Zucker durchknetet, und Abends mit einer Portion Zisererbsen. Sie legen sich um beladen zu werden, wie die Kameele nieder, und tragen ihre Last unverdrossen und sicher. Statt der Gewohnheit, die hie und da der europäische Bauer hat, seine Ochsen vermittelst eines Stachels zum Fleiße zu ermuntern, pflegt der Bengali-

sche

sche den seinigen den Schwanz umzudrehen. Die ausgebreitete Nutzbarkeit der Buckelochsen in Indien hat sie daselbst zu einem Gegenstande abgöttischer Verehrung gemacht. Man glaubt die indianischen Königinnen, wie Franz Pyrard erzählt, nicht mehr ehren zu können, als daß man ihnen die schmutzige Galanterie erweist, die Wände, den Boden und die Decken ihrer Zimmer mit Kuhmist zu bemalen. Dieser unangenehme Firniß hat den Vorzug vor allen Frescogemälden. Die Kuh hat den freyesten Zutritt im königlichen Palaste. Verirrt sie sich in demselben, so ist sie nicht nur sicher, von Niemand fortgeschafft zu werden, sondern wer ihr begegnet, und wäre es auch der König selbst mit seinem Hofstaate, wird mit aller möglichen Hochachtung und Ehrfurcht ihr ausweichen. Nichts gleicht der Schonung womit man diese Thiere behandelt, nichts der Zärtlichkeit, mit der man sie liebkost und jeden Bissen mit ihnen theilt. Dafür sind sie aber auch weit gelehriger, sanfter und gehorsamer, als unser Rindvieh. Ueberhaupt ist der Unterschied zwischen diesem und den Buckelochsen der Hottentotten sehr auffallend. Er scheint eine natürliche Folge der liebreichern Behandlung zu seyn. Was dem Araber sein Pferd,

das

das ist dem Hottentotten sein Ochse: Freund, Haus- und Tischgenosse, Schlafgesellschafter. Diese Güte läßt ihm aber auch das gute Thier nicht unbelohnt. Im Kriege ist es sein treuester und furchtbarster Bundsgenosse. Wüthend dringt es in die geschlossenen Reihen der Feinde seines Herrn, und durchbohrt und zertritt alles, was sich ihm wiedersetzt. Doch nicht nur im Kriege, auch im Frieden kann der Hottentott auf die Treue seines Buckelochsen rechnen. Er ist Wächter der Heerde, hohlt die entlaufenen zurück, und erwürgt die Raubthiere. Niemand, wer nicht zur Familie gehört, darf sich einer solchen Heerde nähern; er ist sicher verloren! Kurz, man weiß kaum, worüber man mehr erstaunen soll, über die Kunst so wilder Menschen im Abrichten — oder über die Gelehrigkeit und Sanftmuth dieser Thiere; und der Nachdenkende kann sich des Gedankens nicht enthalten, das störrische, boshafte und tückische Wesen manches unsrer Thiere möchte wohl mehr in unsrer unfreundlichen und harten Behandlung derselben, als in ihrer Natur seinen Grund haben.

Da der Auerochse nur einen kleinen Theil der Erde einnimmt, und immer in seinem wilden, natürlichen Zustande bleibt, so läßt sich von ihm nur

wenig sagen. Sein liebster Aufenthalt sind die dichten Wälder in Polen, in Samogetien, Podolien, Ungarn und andern gemäßigten Gegenden. Ehedem soll er auch im Schwarzwalde gelebt haben. Aber das durch Bevölkerung und Kultur veränderte Klima scheint ihn aus Deutschland verdrängt zu haben. Ein sehr großer **Kopf**, ein langer **Bart**, rothe, blitzende **Augen**, ein starker **Triel**, struppichte **Haare** am Genicke und an den Schultern, kurze, sichelförmige **Hörner** und ein dicker **Hals** zeichnen ihn aus. Seine Farbe ist schwarz oder falb, seine Zunge so scharf wie ein Reibeisen, sein Futter Gras und Baumknospen. Er trägt den Kopf immer vorwärts gestreckt; in ihm ist besonders seine Stärke. Die Stirnhaare riechen nach Muskus. Größer als ihr Mann ist die Auerkuh. Zuweilen sendet man eine zahme Kuh in den Wald, um sie vom Auerstier belegen zu lassen. Das Junge, das davon kommt, bleibt unfruchtbar. Die Wildheit und Wuth der Auerochsen ist fürchterlich. Das Fell ausgenommen, nützen sie nicht das Geringste. Dieß ist das Merkwürdigste von einem Thiere, das, wenigstens als Stammvater einer so zahlreichen und nützlichen Nachkommenschaft, eine besondere Erwähnung und Abbildung verdient hat.

Tab.

Tab. XXI.

41.

42.

Tab. XXI.

Der Büffel. (42)

Buffelus, Bubalus, *le Buffle.*

So viele Aehnlichkeit auch der **Büffel** mit dem Stier hat, so ist doch die Bemerkung auffallend, daß er sich selten und ungern mit dem Rindvieh vermische, und daß die Hauskuh einen jungen Büffel zu säugen sich standhaft weigere, auch wenn Ein Dach und Ein gemeinschaftliches Loos der Sklaverey sie lange zu einem vertraulichen Umgange gewöhnt hat. Der **Büffel** gehorcht weit schwerer als der Ochse, und behält auch als Hausthier immer noch ein auffahrendes, ungestümmes Wesen an sich. In der Unreinlichkeit streitet er mit dem Schwein um den Vorzug. Sein Anstand ist plump, sein Blick scheudumm, seine Mine finster. Durch magerere Glieder, einen etwas kürzern Leib, einen kleinern Kopf, schwarze zum Theil plattgedrückte Hörner, einen krausen Haarbüschel an der Stirne, und wenige, schwarze, auch braunrothe Haare am Leibe, unterscheidet er sich vom Ochsen. Sein Grimm ist so fürchterlich als sein Brüllen. Die **Büffelkuh** trägt neun Monate und wirft nur Ein Junges, das sie treu verpflegt.

Tybet scheint das wahre Vaterland der Büffel zu seyn. Von hier haben sie sich durch den größten Theil von Asien und Nordafrika verbreitet. Nicht ohne glücklichen Erfolg hat man vom siebenten Jahrhunderte an Versuche gemacht, sie in Italien, Ungarn und Deutschland als Zugvieh zu gebrauchen. Der unternehmende von Brenkenhof ließ 60 Stücke ins Brandenburgische kommen. Da ihr Unterhalt wohlfeil, und alles an ihnen sehr brauchbar ist, so trug ihm die Büffelzucht reiche Zinsen, da er manchen um mehr als 150 Fl. verkaufte. In Toscana sind sie nicht selten. Der Bauer läßt sie in Wälder laufen. Bedarf er ihrer, so schickt er nur seinen Hund dahin. Dieser führt dann die Büffel seines Herrn am Ohre herbey. In den Gegenden von Indien und Afrika, die große Wiesen und Flüße haben, findet man ganze Heerden wilder Büffel. Sie hinterlassen auf den Feldern, die sie besuchen, große Verwüstungen. Gewöhnlich thun sie den Menschen nichts, aber verwundet sind sie wüthend. Sie rennen auf den Schützen zu, stoßen ihn zu Boden und zermalmen ihn. Der Anblick des Feuers und der rothen Farbe ist ihnen äußerst zuwider. Mit einer Wuth, der nur eine Mauer widerstehen kann, eilen

sie auf den los, der entweder roth gekleidet ist, oder ein Feuergewehr losbrennt, strampfen mit den Füßen, wühlen die Erde auf, und brüllen entsetzlich. Sie schwimmen gerne und wälzen sich mit großer Behaglichkeit im Koth. Aber weit heftiger als die asiatischen Büffel sind die afrikanischen, die Sparrmann auf dem Vorgebirge d. g. H. sah. Diese lauren im Gebüsche auf Menschen und Thiere, und stürzen plötzlich auf sie los. Da Thunberg und seine Gefährten einst auf einem verwachsenen Weege ihre Pferde führten, kamen wilde Büffel herbeygerannt. Nur ihr schnelles Klettern auf Bäume rettete sie von dem Schicksal, das ihre Pferde traf: sie wären sonst nicht bloß getödtet, sondern zermalmt worden. Durch die dichtesten Gebüsche geht der Büffel so leicht, als wären es Kornfelder. Alles muß weichen oder brechen. So geschickt der Löwe ist, einen Ochsen mit einem einzigen Schlag auf den Rückgrat zu zerbrechen und niederzuwerfen, so kann er doch den Büffel nicht anders tödten, als daß er auf ihn springt, und ihm mit den Klauen Maul und Nase zudrückt. Doch kostet ihm diese Methode zuweilen selbst das Leben.

Der **Büffel** ist ein sehr nützliches Thier. Zum Ziehen ist er, besonders am Pfluge, vortrefflich. Gehe die Pflugschar auch noch so tief, so wird er ihn sehr leicht allein ziehen. Zween Büffel ziehen das, was sechs Pferde kaum von der Stelle bringen. Seine Wildheit aber macht, daß man ihm einen Ring in die Näse legen muß. Das **Fleisch** wird häufig gegessen; doch ist das Urtheil über den Geschmack desselben sehr verschieden. In den Ländern, wo der Büffel einheimisch ist, werden fast alle Käse aus Büffelmilch gemacht, die sehr fett und gut seyn soll. Man kützelt die Büffelkuh unter dem Melken, damit sie mehr Milch gebe. Wer denkt hier nicht an die Gewohnheit der alten Scythen, die den Stutten ins Maul mit einem Röhrchen bliesen, indeß ein andrer molk? Aus dem **Horn** werden kostbare Dosen, Rosenkränze u. d. m. verfertigt und mit den **Haaren** Polster und Reitsättel ausgestopft. Vorzüglich werden die **Häute** hochgeschätzt. Frankreich treibt einen sehr ausgebreiteten Handel damit. Sie werden roh eingeführt, und in den Fabriken zu Corbaic (nahe bey Paris), Lyon, Rouen, Niort rc. sehr schön bearbeitet. Man zieht sie durch Oel und bearbeitet und verbraucht sie wie Gemsenleder.

Eine

Eine besondere Büffelgattung, die im Innern Asiens sich aufhält, und **Büffel mit dem Pferdeschweif** auch **grunzende Kuh** genannt wird, erhält durch ihren Schweif einen sehr hohen Werth. Dieser ist schwarz und weiß; schon die Länge von einer Elle macht ihn sehr theuer. Man kann hieraus auf den ungeheuern Werth desjenigen schließen, den das Londner Museum, diese große Schatzkammer aller Natur Seltenheiten besitzt, und der 6 Schuh lang ist. Diese Schweife dienen zu Fliegenwedeln für die Götzen und Fürsten. Auch sind sie, wie der Roßschweif bey den Türken, Zeichen der Würde und des Ranges. Die Chineser verstehen die Kunst, sie brennend roth zu färben: kleine Büschelchen von solchen Haaren sind der allgemeine Hutschmuck in China.

Tab. XXII.

Das Schaf.

Ovis, *la Brebis.*

Der Widder (43) Das Schaf. (44)

So gewiß es ist, daß alle unsre Hausthiere ehemals wild gewesen, so sind wir doch genöthigt, bey

dem

dem Schaf eine Ausnahme hievon zu machen. Der fast gänzliche Mangel des Instinktes, der andere Thiere so wunderwürdige Dinge lehrt, die Dummheit und Wehrlosigkeit desselben, die große Menge seiner Feinde, da alle Raubthiere sich gegen dasselbe verschworen zu haben scheinen, und die Wahrnehmung, daß es ohne den Beystand der Menschen gar nicht bestehen kann, läßt uns vermuthen, daß es nie wild gewesen. Auch war es sicher das erste Hausthier, das erste in dessen Fell der Mensch sich zu kleiden, dessen Fleisch er zu essen wagte. Denn das Kinderalter wagt sich im Anfange nur an das Wehrlose.

Und in der That können keine dümmeren Thiere gedacht werden, als Schafe. Sind sie schüchtern, so drängen sie sich ohne Zweck zusammen; schneyt oder regnet es, so fällt ihnen nicht ein, ein Obdach zu suchen; sollen sie von der Stelle gehen, so muß ein Leithammel vorne, und ein Hund hinten seyn. Welch ein Abstand zwischen diesem, der seine hundert Schafe in Ordnung hält, und jenen!

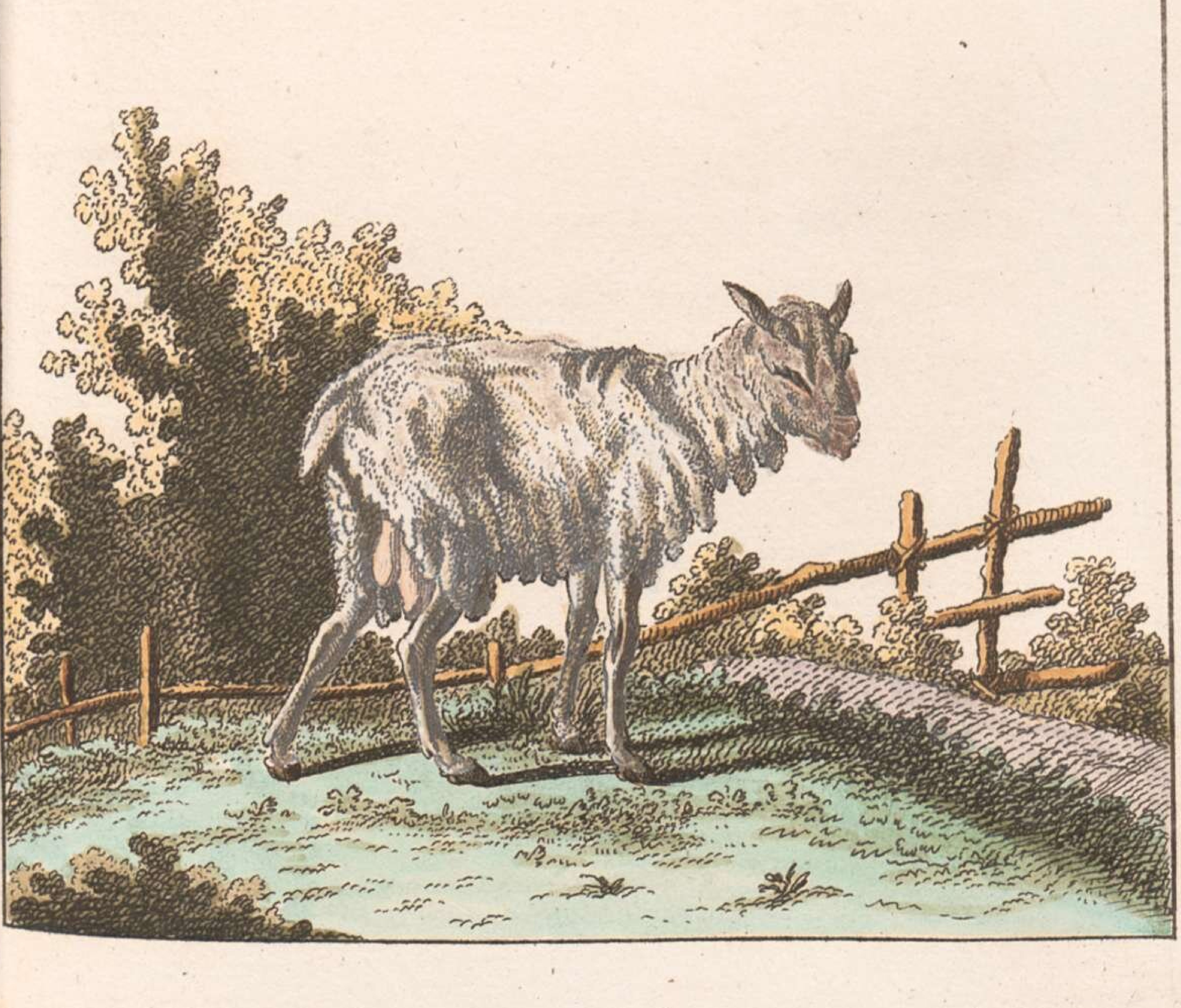
Das Schaf ist ein **Säugethier mit gespaltnen Klauen.** Die Augen sind groß und weit hervorstehend, das Maul lang, dürre und spitzig, der

Schwanz

Tab. XXII.

43

44.



Schwanz ziemlich lang, und bey den indianischen oft 80 Pfund schwer, die **Leber** voll kleiner Würmer. Das Ganze des Schafs ist im Grunde ein wollichter Klumpen, der auf vier trocknen und steifen **Füssen** ruht. Ohne Blutvergießen kämpft der **Widder** mit seinem Gegner, und hält, als ob er nicht anzufangen wagte, den Kopf gegen ihn. Auf Einen kann man 50 Schafmütter rechnen. Er sieht gar nicht auf Jugend und Schönheit, sondern zieht die Aeltesten den Jüngern vor. Man hat von ganz weissen Eltern schwarze Lämmer fallen sehen, und weisse Lappen im Stalle sollen auf die Farbe des Jungen Einfluß haben. Die beste Zeit zur Zulassung des **Zuchtwidders** ist der April und Junius. Man muß eine tragende **Schafmutter** vor Regen und Stürmen sehr hüten. Ein einziger Donnerschlag kann machen, daß sie sich verwirft. Ohnehin haben diese Thiere eine Vorempfindung von der Aenderung des Wetters. Im sechsten Monate lammt die **Schafmutter** und wirft gewöhnlich nur Ein Junges; die spanische und englische aber öfters viere. Sieben bis acht Monate ist sie im Ueberfluß mit Milch versehen, die zum Trinken und Käsemachen sehr gut ist. Das Uebermelken aber vermindert die

Wolle. Zu einer Schafzucht gehört übrigens große Sorgfalt für Ställe, Weiden, Futter u. dgl. weil nicht leicht ein Thier mehr Krankheiten unterworfen ist. Um das Fleisch genießbarer und die Wolle besser zu machen, wird das Schaf im 5 oder 6ten Monat verschnitten. Dann heißt es Hammel. Aus dem Ausfallen der Zähne, und den Ringen der auf verschiedne Art gekrümmten Hörner, schließt man auf das Alter. Oefters haben auch die Schafmütter diesen Kopfputz, und in Ißland sind Widder und Schafe mit 4 Hörnern gar keine Seltenheit. Die gewöhnlichste Farbe der Schafe ist schmutzig weiß, oder blaßgelb. Es gibt auch schwarzbraune, gefleckte u. dgl. Sie haben **Talg**. Der Unterschied zwischen diesem und dem **Fett** ist, daß dieses immer weich bleibt, jener aber in der Kälte gerinnet. Besonders ist die linke Niere und das Eingeweide ungemein stark damit bewachsen.

Versuche, die in Holland angestellt worden, beweisen, daß eine Wiese, die von 8 Kühen so abgeweidet worden, daß sie nichts mehr fanden, noch für 2 Pferde Futter hatte; und da auch diese nichts mehr fanden, so hatten 4 Schafe noch einige Tage genug zu fressen. Die Schafe verlangen hochliegende

Flu-

Fluren, Berggras und zarte Kräuter. Sie trinken wenig. Vier Wochen kann ein Schaf sich ohne Wasser behelfen.

Unter den **europäischen** Schafen hat das Spanische die feinste, und das Englische die meiste Wolle. In England gibt ein zweyjähriges Mutterschaf 6, ein Widder 8, und ein Hammel 9 Pfund Wolle jährlich. Aber der Engländer hat auch alles gethan, um seine Schafzucht zu vervollkommen. Er hat vorzügliche Widder mit 40 — 50 Dukaten bezahlt, und so den Ertrag dieser Thiere verzehnfacht, da andere Nationen die Schätze, die ihnen die Natur anboth, verschmähten. Und doch sucht noch immer der rastlose Industrie-Geist des Engländers die Schafzucht höher zu bringen. Die Entdeckung, daß sonst die englische Schafwolle den Vorzug vor der spanischen hatte, ließ ihn nicht ruhen, bis er die Rasse in den Schottischen Gebirgen fand, von der sich die ehemalige Vortrefflichkeit der Wolle erwarten läßt. Auch der Spanier weiß die Schafzucht zu schätzen. Denn kein Grand von Spanien schämt sich, bey der Musterung seiner oft mehr als 6000 Stück starken Heerde gegenwärtig zu seyn. Die Schafschur ist dort Nationalfest, wie in Weinländern die Weinlese.

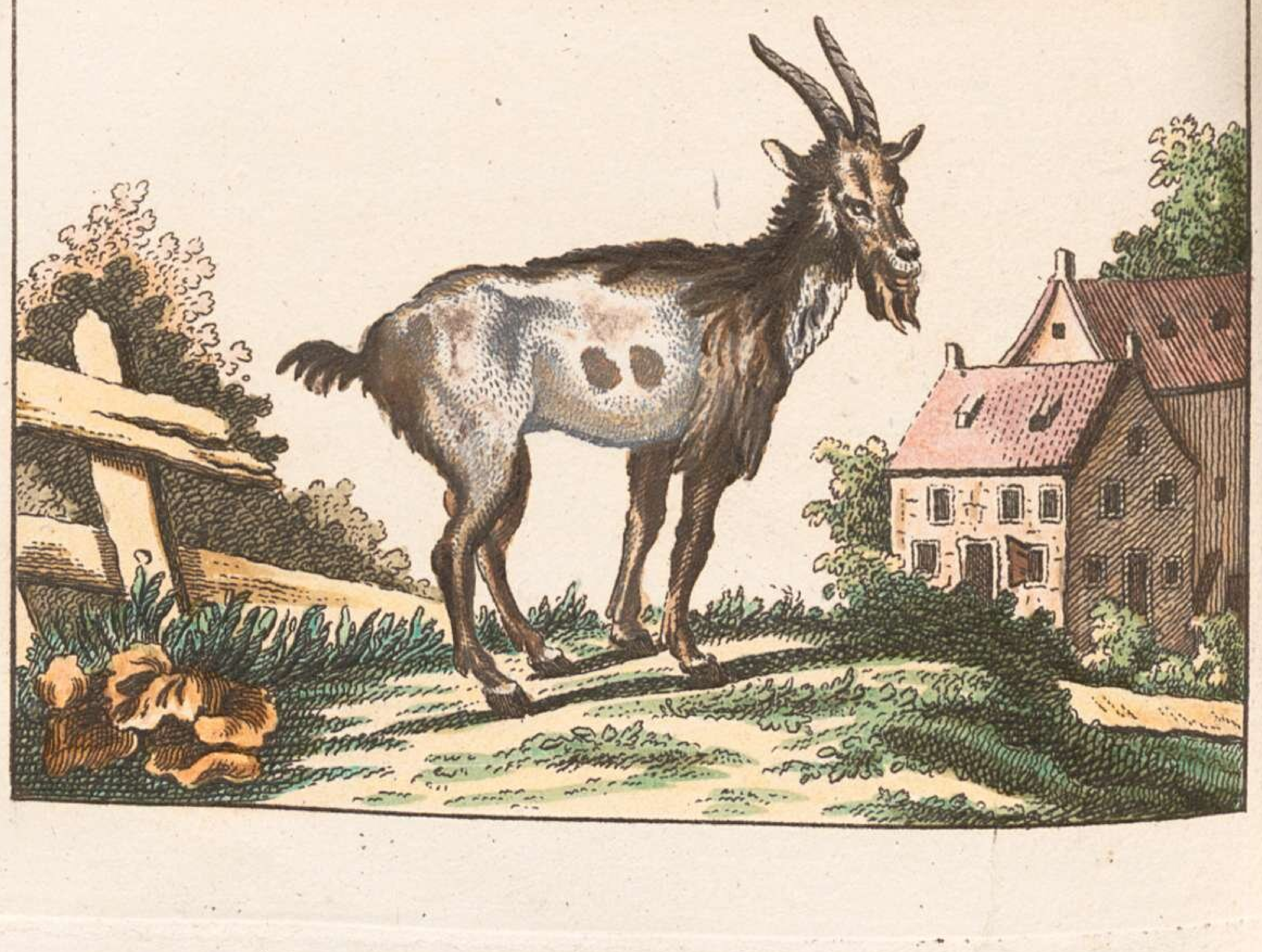
Bey uns liefert ein Hammel 4 bis 5 Pfund Wolle. Die **Ißländischen** kommen in keine Ställe. Sie bleiben oft Kopf an Kopf beysammen, und lassen sich so einschneyen, daß man keine Spur von ihnen sieht, als einen emporsteigenden Dampf. Die **holländischen** und **ungarischen** Schafe sind die größten, die **asiatischen** roth. Außer diesen verdient noch das **arabische breitgeschwänzte**, mit Lappohren und ellenbreitem Schwanze, das **langgeschwänzte arabische**, dessen Schwanz drey Ellen lang ist, das **hochgehörnte kretische** und das **syrische Schaf**, dessen Ohren fast bis zur Erde hängen, bemerkt zu werden. In Südamerika verwandelt sich ihre Wolle in Haar. Hier schien die Natur die Schafwolle für überflüßig zu halten, da sie die Baumwollenstaude so reichlich gab. Sonderbar genug, daß der Neger auf dem Kopfe Wolle, statt der Haare, und sein Schaf Haare, statt der Wolle, hat!

Die Tritte der Schafe verwandeln sich in Gold, sagten schon die Alten. Und sie sagten die Wahrheit. Alles an ihnen ist nützlich. Die glatten Schaffelle werden von Pergamentern, Buchbindern u. a. sehr stark gebraucht; und die Erfindung, sie zu spal-

Tab. XXIII.

45

46.



spalten, hat den Gebrauch vervielfältiget. Welche treffliche Pelze geben nicht die persischen und tartarischen Lämmer! Wie viele Millionen bringt nicht die Wolle in Umlauf, mit der der Fürst und der Geringe sich kleidet! Ist nicht der Schafmist für ein krankes Land, was Arzney dem Kranken ist? Er erwärmt es allmählich und düngt es auf lange Zeit. Selbst die Hörner, Klauen, Pechzeichen und die unbrauchbare Wolle am Hintern, sind so guter, sieben Jahre wirksamer Dünger, daß ihn die englischen Pachter theuer aufkaufen. Saftreicher und gesünder ist vielleicht kein Fleisch als Hammelfleisch. Die Gedärme dienen zu Darmsaiten; die Knochen zu Spielwaaren, der Talg, mit Ochsenfett vermischt, zu Lichtern. Wie viel verdanken wir also nicht diesen guten Thieren!

Tab. XXIII.

Der Ziegenbock, hircus, *le bouc.* (45)
Die Ziege, capra, *la chevre.* (46)

Es ist ungewiß, ob die Ziege von jeher ein eignes Thiergeschlecht gewesen, oder durch Vermischung gewisser

wisser Schafarten entstanden sey. Ueberhaupt läßt sich über diese und ähnliche Dunkelheiten, in Absicht des Ursprunges mancher Thiere, wenig oder gar nichts Bestimmtes sagen. So wissen wir z. B. wohl, daß Schafe sich mit Ziegen vermischen, was aber daraus entstehe, und ob die etwa von ihnen erzeugten Thiere fruchtbar seyen, ist nicht entschieden. Woher dieß komme? ist nicht schwer zu erklären. Wer Schafe und Ziegen hält, der hält sie zum Benützen, nicht zum Beobachten; und dem, der in der glücklichen Lage wäre, auf seinen Gütern der Natur auf der Spur zu folgen und ihre Geheimnisse auszukundschaften, fehlt sehr oft Lust und Beharrlichkeit zu solchen Untersuchungen. Daß in dieser Rücksicht reichen Güterbesitzern ein großes Feld zu wahren Verdiensten um die Wissenschaften, ja um die Menschheit selbst, und zu weit reinern Freuden, als das Todthetzen eines armen Thieres gewähren kann, offenstünde, fällt von selbst in die Augen. So lange nicht mehr beobachtet und untersucht wird, so lange ist wohl der sicherste Weeg bey der Beschreibung der meisten Thiere, jedes als eine für sich bestehende Art zu betrachten.

Die

Die Ziege hat von der Dummheit und Einfalt des Schafs durchaus nichts an sich. Sie hat weit mehr Lebhaftigkeit und Instinkt, scheint den Menschen sehr lieb zu haben, und gibt ihm gewisse Zeichen von Anhänglichkeit und Ergebenheit. An Stärke, Flüchtigkeit und Muth übertrifft sie bey Weitem das Schaf. Ihre unbezwingliche Neugierde macht, daß sie sich von der Heerde sehr leicht entfernt, und schwer zu hüten ist. In ehelicher Gesellschaft herumzustreifen, auf Bergen und Hügeln zu weiden, ist ihre liebste Lebensart. Donner und Regengüsse bringen sie nicht aus der Fassung; aber die Kälte ist ihr zuwider. Ihr ganzes Verhalten ist ein treffendes Bild jugendlicher Flatterhaftigkeit und des Muthwillens. Bald geht sie; dann steht sie plötzlich stille: jetzt hüpft sie froh; plötzlich ist sie wieder ernsthaft; bald wandelt sie die Laune an sich uns zu nähern, unversehens springt sie meckernd wieder fort. Ein Einfall scheint den andern zu jagen; ehe einer ausgeführt ist, hat sie schon wieder einen andern.

Die Ziege verwildert auch in menschenleeren Wüsteneyen nicht. Dieß konnte man am deutlichsten sehen, als im Jahre 1698 ein englisches Schiff an der Insul Bonavista landete. Zween Schwarze er=

erschienen sogleich, und bothen dem Kapitain unentgeldlich so viel Ziegenböcke an, als er nur immer mitzunehmen Lust hätte. Erstaunt über eine so unerwartete Großmuth, zog er nähere Erkundigung ein, und erfuhr endlich, daß auf dieser Insul die Zahl der Menschen zwölfe, die der Ziegen hingegen fast unübersehbar wäre, und daß jene von diesen bald verdrängt werden müßten, wenn man die Menge der Böcke nicht minderte. Und doch ließen sich diese, so ungebunden sie auch lebten, von den Menschen gerne greifen, und schienen sich ihnen freywillig als Hausthiere anzubiethen; eine Sache, für die die Wilden keinen Sinn hatten.

Der Bock ist in einem Alter von 1 Jahre, die Ziege mit 7 Monaten zur Fortpflanzung tüchtig. Jedoch wartet man lieber etwas länger, um eine taugliche Zucht zu erhalten. In 3 Monaten kann ein Bock 150 Ziegen belegen; aber dann ist er auch mit 5 oder 6 Jahren ein entnervter ausgemergelter Greis. Das Beste ist, jedem Bocke 10 Ziegen zu geben; eine Oekonomie, die schon der alte Hirte Jakob beobachtet hat. Ziegen können sich zu allen Jahrszeiten paaren. Der Bock kämpft oft gewaltig mit seinem Nebenbuhler, und die Ziege nimmt

es

es so genau nicht, ihm nachzugehen. Sie trägt 5 Monate, und wirft 1 bis 4 Junge (Zikkeln). Um die Mutter zu schonen, läßt man nur Eins an ihr saugen, und gibt die Andern einer Ziege, die keine Junge hat. Mit anderthalb Monaten kann es auf die Weide getrieben werden. **Bart** und **Hörner** sind bey diesen Thieren ein Schmuck, den beyde Geschlechter miteinander gemein haben. Doch sind sie bey den Böcken länger und ansehnlicher. Die Hörner sind hohl, dünn, und krümmen sich nach hintenzu. Sie sind voll wellenförmiger Hohlkehlen. Die **Zäpfchen** an der Kehle sind oft 2 Zolle lang und biegen sich ein wenig vorwärts. Die **Würmer** in der Leber, die **Magen** zum Wiederkäuen, die **Ringe** an den Hörnern, die **gespaltnen Klauen** und die **Zähne** haben sie völlig mit den Schafen gemein. In der **Farbe** herrscht eine große Mannigfaltigkeit. Die gewöhnlichste ist weiß, schwarz, bunt, lichtgelb. Sie erreichen, wenn man sie nicht, wie bey uns durchaus geschieht, schlachtet und mästet, ein sehr hohes Alter. Der berühmte Seefahrer Anson schoß, bey seiner Landung an dem Eylande Juan Fernandez, einen Bock, der an den Ohren gezeichnet war. Ein ungeheurer Bart und andere Merkmale ließen ein hohes Alter ver-

vermuthen. Nun hatte, 32 Jahre vorher, der Schotte Selkirk mehrere Böcke an den Ohren bezeichnet und laufen lassen. Offenbar war es also einer von diesen, der demnach nothwendig schon über 32 Jahre zurückgelegt haben mußte.

Die Ziegen sind nicht kostbar zu unterhalten. So viel sie **Futter** bedürfen, finden sie immer in Gebüschen, Brachfeldern u. d. hinlänglich. Aber sehr sorgfältig muß man sie von Weinbergen, Getreidefeldern und jungen Holzschlägen abzuhalten suchen. Nichts ist ihnen angenehmer als die zarte Rinde junger Bäume, die sie durch ihre Genäschigkeit zu Grunde richten. Um ihnen dieses Nagen unmöglich zu machen, sind englische Landwirthe auf den Gedanken gekommen, ihnen die Vorderzähne auszubrechen; in Schweden aber schneidet man ihnen die Sehnen der Hinterfüße ab, damit sie nicht in die Holzgärten springen. Feuchte Gegenden und sehr fette Weiden sind ihrer Gesundheit gar nicht zuträglich. Aber das bethaute Gras, das den Schafen so schädlich ist, bekommt ihnen sehr gut. Laub von Birken, Baumrinden, Kohl, Rüben, Linsen u. d. lieben sie ungemein. Ja selbst der Schierling schmeckt ihnen, ohne seine gefährlichen Folgen bey ihnen zu äußern. Je mehr

sie fressen, destomehr geben sie Milch. Sonderbar ist es, daß, von den ältesten bis auf unsre Zeiten, auch Ziegenböcke gefunden wurden, die man melken konnte. Alles Salzichte ist ihnen lieb. Daher lecken sie gerne an den Mauern, und verschmähen sogar die Tobacksasche nicht. Man mästet die Ziegen wie die Schöpse; aber nie wird ihr Fleisch so schmackhaft und angenehm werden als dieser ihres. Mit jedem Jahre, das sie zurücklegen, wird es geschmackloser. Uebrigens belohnt doch dieses Thier dem Menschen die geringe Pflege, die es fordert, sehr reichlich. Die Milch, die die Ziegen geben, ist sehr gesund, enthält aber wenig butterichte Theile. Man macht aus ihr Käse, die weit verführt werden. Sie lassen sich sehr gerne melken, daher auch Kinder dieses Geschäfte häufig verrichten. Daß aber ein Vogel, mit Namen Geismelker, auch Ziegensauger, des Nachts an ihnen sauge, ist eine alte Fabel, die noch immer nachgesagt und nachgeschrieben wird. Die Haare werden, mit andern Haaren vermischt, zu Perucken, der Talg zu Lichtern, die Knochen zu kleinem Geräthe verbraucht. Sehr groß ist der Handel, der mit Bock- und Ziegenfellen getrieben wird. Vortrefflicher Korduan wird daraus verfertiget. Man

hat glatten, Glanzkorduan und rauhschwarzen. Der Letztere wird nicht, wie anderes Leder, auf der Narben- sondern auf der Fleischseite zugerichtet. Aus Asien kommt der blaue und rothe, von Danzig der schönste schwarze, von Venedig der weisse. Auch hat sich der Lübecker und Leipziger einen Namen gemacht. Die Blätter eines Färbebaums, der in Spanien und Frankreich wächst, sind zur Verfertigung des Korduans unentbehrlich. Aus dem dünnen Häutchen, das man von den Hammel- und Ziegenfellen abziehen kann, wissen die Franzosen Fächer und Handschuhe zu machen, welche letztern sie, wunderlich genug, hühnerlederne (gans de peau de poule) nennen.

Unter den verschiedenen Ziegenarten ist eine der nützlichsten die angorische und syrische. Ihr langes, seidenartiges Haar von blendender Weisse, ihre hängenden Lappohren, die gewundnen Hörner des Bocks und die kurzen niedergebognen des Weibchens, zeichnen sie sehr aus. Ihnen sehr nahe kommen die übrigen persischen, türkischen, arabischen und galatischen. Von ihnen kommt das berühmte Kämel- (denn Kämel heißt die Ziege im arabischen) Garn, das wir zu tausend Sachen verwenden, und

fälschlich

Tab. XXIV.

47.

48.

fälschlich Kameelhaar nennen. Der auf jeden neuen Zweig der Industrie so aufmerksame Engländer, hat bereits, mit dem glücklichsten Erfolg, solche Ziegen in sein Vaterland zu versetzen gewußt, obgleich ihre Ausfuhr streng verbothen ist, ja nicht einmal das Haar ungezwirnt ausgeführt werden soll, weil so viele davon leben. Im innern Afrika wimmelts von Ziegen. Unter ihnen ist merkwürdig: **der himmelblaue afrikanische Bock**, dessen schönes Blau sich, so bald er geschossen wird, in Blaugrau verwandelt; **die gefleckte Ziege**, die ein langer rother Bart ziert; **der bunte graue Bock**, ist gestreift, und hat Ohren wie ein Esel; **die graue Ziege**; **der weiß gestreifte, rundhörnige**; und **der Komplimentir-Bock**. Die Furchtsamkeit lehrt dieses Thier, sich, sobald sich ein Mensch nähert, niederzubücken. Eine Gewohnheit, die vielleicht die Eitelkeit einiger Menschen für angebohrne Höflichkeit ansah.

Tab. XXIV.

Der Steinbock, ibex, *le bouquetin*. (47)
Die Gemse, rupicupra, *le chamois*. (48)

Der große Urheber der Natur wollte, daß die ganze

Erde bevölkert wäre, daß überall glückliche Wesen sich ihres Daseyns freuen möchten. Seine Weisheit wußte die Geschöpfe mit so mannigfaltigen und verschiednen Naturen, Trieben und Bedürfnissen auszurüsten, daß, weder das ewige Eis des Nordens, noch die brennenden Sandwüsten der südlichen Länder, weder die kahlen Felsenspitzen der sich in Wolken verlierenden Gebirge, noch die tiefsten Thäler und Abgründe ganz unbewohnt blieben. Auch die Kräuter und Pflanzen, welche die Gipfel der Alpen, der Pyrenäen und des Kaukasus tragen, sollten in der großen Haushaltung nicht ganz verloren gehen: auch diese sollten nicht ganz leer von Geschöpfen seyn. **Der Steinbock** und die **Gemse** sollten hier wohnen. Vielleicht hätte ohne sie der Mensch, der um Lohn seiner Mühe alles wagt, nie die steilen Gebirge erstiegen: eine Kühnheit, die durch entzückende Aussichten und durch die schätzbarsten Entdeckungen in der Botanik, Physik und andern Wissenschaften reichlich belohnt wurde.

So verschieden auch der **Steinbock** und die **Gemse** in ihrer Bildung sind, so haben sie doch in Absicht ihrer Sitten, ihres Aufenthalts und ihrer Nahrung so viel miteinander gemein, daß wir, um unnü-

unnütze Wiederhohlungen zu ersparen, am Besten thun werden, sie in Verbindung miteinander zu beschreiben.

Wir müssen es ganz dahin gestellt seyn lassen, ob vielleicht der Steinbock der wilde Stammvater des fast unzählbaren Bockgeschlechtes, von der männlichen Seite, und die Gemse die ursprüngliche Stammutter des Ziegengeschlechtes, von weiblicher Seite sey. So scharfsinnig und mühsam auch Graf Büffon alle Thierarten nur auf wenige Stammrassen zurücke zu führen suchte; (z. B. alle Schafarten auf den Moufflon; alle Hundearten auf den Schäferhund; alle Ochsenarten auf den Auerochsen; alle Bock- und Ziegenarten auf den Steinbock und die Gemse) so mußte er doch vielen und sehr gegründeten Widerspruch deswegen erfahren. Wir begnügen uns, solche unentschiedene naturhistorische Fragen und Zweifel bloß historisch anzuführen.

Der Steinbock unterscheidet sich von der Gemse durch einen größern und stärkern Körper, etwas kürzere Füße, einen langen Bart, mehr Muth und Kühnheit, und besonders durch die Länge, Dicke und Gestalt seiner Hörner. Diese haben eine beträchtliche Länge und Schwere, gehen von der Stirne aus,

in

in einer allmählichen Krümmung nach dem Rücken zu, sind mit Knoten und Kanten versehen, und von schwärzlicher Farbe. Mit dem dritten Jahre bekommt der Steinbock seine Hörner, die von nun an jährlich einen neuen Knotenring erhalten. Man hat schon Hörner, die 3 Schuh lang und 20 Pfund schwer waren, gefunden. Sie sind ihm höchst wohlthätig ja unentbehrlich. Denn wenn er zuweilen durchaus einen lebensgefährlichen Sprung über Abgründe wagen muß, so nimmt er den Kopf zwischen die Beine, und stürzt nun bloß auf die Hörner, deren Festigkeit die Gewalt des Falles dem Thiere selbst unschädlich macht. Das etwas kleinere Steinbockweibchen hat entweder keine oder nur sehr kleine Hörner. Mit jedem Jahre wird der Steinbock größer und fetter, so daß er im Alter wohl einige Centner wiegen kann. Und doch wird er bey all dieser Schwere von einer Felsenklippe zur andern mit großer Leichtigkeit springen. Seine Farbe ist aschgrau, gelblich schattirt, mit blaßfahlen und schwärzlichbraunen Stellen; im Alter aber wird er ganz grau oder schwärzlicht und sehr langhaaricht.

So friedlich der Steinbock und die Gemse in den Gebirgen wohnen, so wählt sich doch diese

immer das mittlere Stockwerk derselben, indessen jener das oberste vorzieht. Hier sieht er furchtlos, unter seinen Füßen, Regengüsse in die Thäler herabstürzen, und Blitze sich entzünden, und lebt unter ewigem Schnee und Eis, einförmig und ruhig. Sein **Vaterland** sind die Alpen, die Pyrenäen, die hohen Berge in Griechenland und auf den Insuln des Archipelagus. Doch hat man auch in nördlichern Gegenden, auf den Felsen und Schneebergen um den Us, Steinböcke entdeckt, und Pallas war so glücklich, im Jahre 1773, zween Steinböcke aus dem Gebirge, zwischen Uda und Bir jussa, zu erhalten.

So sehr der Steinbock und die Gemse die Hitze scheuen, und gegen sie in den dichten Wäldern, die die Gebirge hie und da bekleiden, Schutz suchen; so ist ihnen doch auch die allzustrenge Kälte des Winters nicht angenehm. Allein, die wohlthätige Mutter Natur wußte sie dagegen einigermaßen zu waffnen. Sie gab ihnen, außer einer starken und festen Haut, einen doppelten Pelz, der außen sehr spröde, starke **Haare**, innen und näher an der Haut aber, weichere und dichtere Futterhaare hat. Dieses wärmere Kleid thut ihnen im Winter die vortrefflichsten Dienste. Beyde werden, wenn sie unter Ziegen auf-

 wachsen,

wachsen, völlig zahm; dieß sah man schon oft in Kreta und in Glarus, wo eine **Gemse** mit einer Ziege einen Bastard erzeugt haben soll; beyde lecken gerne an salz- und salpeterartigen Steinen. Ja, man findet in den Alpen Felsen, von einer lockern Steinart, die durch ihr Lecken große Höhlen bekommen haben. Einen sehr kurzen Schwanz, und ziemlich weit auseinander stehende, gespaltne Klauen, die ihnen unter **den Säugethieren mit gespaltnen Klauen** ihre Stelle anweisen, haben sie miteinander gemein, nur daß die des Steinbocks mehr gerade heruntergehend und abgestutzt, die der Gemse aber spitziger und länger sind. Auf ganz glattem Eise zu laufen wird ihnen etwas schwer; wenn es aber etwas höckericht oder beschneyt ist, dann können sie es sehr fertig. Ihre Brunftzeit, in der sie sehr übel riechen, fällt in den Oktober und November. Sie werden höchst selten mehr als ein Junges werfen, das lange bey der Mutter bleibt, und nur um die Begattungszeit auf eine Weile entfernt wird. Ihr **Alter** mag an 30 Jahre reichen.

Im Sommer hat die **Gemse** gemeiniglich die **Farbe** des Rehbocks. Mit Eintritt des Winters erscheinen lange, schwarze Haarbüschel; doch bleibt

der weiße Kopf, und die schwarzen Streifen am Kopfe und über dem Rückgrat unverändert. Die **Hörner** wachsen fast über den Augen heraus, und haben an der Wurzel die Richtung mehr vorwärts; gegen das Ende zu sind sie hackenförmig, rückwärts gekrümmt. In ihrer Gegend entdeckt man eine häutichte Höhlung, die den berühmten Pallas auf den Gedanken brachte, ob nicht die Natur bloß den Sitz des Thränensackes verändert habe; weil man an diesen Thieren durchaus keine Spur von Thränenhöhlen entdeckt. Denn daß das Thier durch diese Höhlung Athem hohlen könne, scheint eine Erdichtung zu seyn. In friedlicher Eintracht leben Heerden von 50—70 Gemsen. Eine hält Wache. Außer dem ungemein scharfen Gesicht, Geruch und Gehör, kommt ihr, wenn sie Gefahr wittert, ihr **Pfeifen** sehr zu statten. So ein schwaches Blöcken sonst ihre Stimme ist, so weiß sie, zur Zeit der Noth, durch heftiges Schnauben, ein so starkes Pfeifen hervorzubringen, daß die Felsen erschallen. Zwischen jedem Absatz blickt sie schüchtern umher, stampft mit den Vorderfüßen die Erde, lauft, bleibt stehen, springt auf eine Felsenklippe — kurz, ist in der geschäftigsten Unruhe. Zwey schöne runde **Augen**, voll Feuer, zieren den

den gewölbten Kopf der Gemsen. Den schlanken Leib tragen vier sehnichte Füße, deren Hintere etwas länger sind, und die sie, des Stehens auf Bergspitzen gewohnt, auch auf größern Flächen, nahe beysammen halten. Sie gehen Morgens und Abends auf die Weide, und suchen nur die feinsten Theile der Pflanzen, Blüthen, zarte Knospen und einige aromatischen Kräuter zu ihrer Nahrung auf. Eine Auswahl, worinnen der Steinbock etwas weniger sorgfältig ist. Beyde aber fressen sich im Sommer und Herbste so fett, daß sie im Winter wohl etwas zuzusetzen haben. Eine fette Gemse kann 10 — 12 Pfund Talg geben.

Unbeschreiblich ist die Kunst, mit der sie Felsen auf- und abklettern. Die Erfahrung lehrte sie, immer in schiefer Richtung zu laufen, und so die Gefahr zu vermindern. Wenn sie in Abgründe pfeilschnell eilen, so geschieht es sprungweise, so daß sie einige Male mit den Füßen in die Felsen hauen. Falsch ist das Vorgeben, sie bedienen sich der Hörner zum auf- und abklettern, und eben so grundlos die Erzählung, die Gemse erhänge sich zuweilen aus Verzweiflung, wenn sie keinen Ausweg mehr vor sich sehe. Nein; noch hat kein einziges Thier dem Menschen

den traurigen Vorzug, sich selbst zu zernichten, streitig gemacht.

Ungemein mühe- und gefahrvoll ist die Steinbock- und Gemsenjagd. Kein Jahr vergeht, in dem nicht einige Jäger ein Opfer ihrer Kühnheit würden. Erhitzt auf Beute, eilt der Unvorsichtige den flüchtigen Thieren nach, sieht nicht, wie mit jedem Schritte aufwärts der Rückweeg unmöglicher wird. Jetzt erblickt er auf einmal vor, hinter und neben sich fürchterliche Abgründe. Ein einziger, gewagter Sprung ist ihm zur Rettung übrig. Mißlingt er, und zerbricht er ein Glied, so muß der Unglückliche, von keinem Menschen gesehn, verschmachten. Zuweilen machen die Thiere selbst, wenn sie nun nicht mehr weiter können, einen Versuch, den Jäger vom Felsen herabzustürzen. Er muß sich dann plötzlich niederwerfen, sonst ist er verloren. Und doch müßen wir diesen Verwegenen danken; denn ohne ihre Erfahrungen und Uebung hätten wohl Saussüre, Bourrit u. a. es nie gewagt, den Montblanc und andere Berge, zu weit edlern Zwecken, als zur Gemsenjagd, zu besteigen, und uns aus diesen überirdischen Regionen die schätzbarsten metereologischen und physischen Entdeckungen zu bringen.

Die Gemsen- und Steinbockjäger bedienen sich sehr starker Gewehre, die eine doppelte Ladung und zwey Schlösser haben, um schnell zweymal aufeinander zu schießen. Die Jungen lebendig zu bekommen, stellen sie die erschoßne Gemsmutter auf die Beine. Getäuscht eilt nun das Junge hinzu, und verliert mit seiner Mutter, nun auch die Freyheit. Aber nicht nur der Mensch, sondern auch der Lämmergeyer, ein ungeheurer Adler, ist erklärter Feind dieser unschädlichen Thiere. Die alten Steinböcke und Gemsen, stürzt er im Flug über Felsen hinab, und die Jungen schleppt er lebendig mit sich fort zu seiner Schlachtbank.

Das **Fleisch** der Gemsen ist nicht unangenehm. Ihre **Hörner** werden zu Stöcken und auch zum Pferdeaderlassen hie und da gebraucht. Ihr **Fell**, das mit und ohne Oehl zubereitet, und schwarz, weiß und gelb verkauft wird, schätzt man sehr hoch, und wendet es zu verschiednen Kleidungsstücken an. Seine Dichtigkeit macht es geschickt, das Quecksilber durchzupressen, um es zu reinigen. Genf, Chambery und Grenoble treiben einen einträglichen Handel damit, und in Lyon, Poitiers, Niort und andern Orten versteht man die noch einträglichere Kunst,

Ziegen-

Ziegen- für Gemsfelle zu verkaufen. Es war zu erwarten, daß die Arzneykunde auch von diesen Thieren, die in so reiner Luft und von so trefflichen Kräutern leben, Gebrauch machen würde. Ihr ist das Blut der Steinböcke und der Gemsen, und die Ballen, die sich im Magen der letztern finden, (ægragropilæ, Gemsenkugeln, Gemsenballen) nicht entgangen. Das erstere soll gegen Pleuresie vortrefflich seyn. Doch muß vom Gemsenblut die doppelte Portion genommen werden. Die Letztere, die mit den Kugeln im Magen der Ochsen, Kälber ꝛc. nicht zu verwechseln sind, bestehen aus den unverdaulichen Fasern gewisser Pflanzen, die durch den Magensaft ihre Konsistenz erhalten. Sie enthalten einen wachsähnlichen Saft, und werden unter dem Namen europäischer auch deutscher Bezoar verkauft. Ehemals wurden sie für höchst heilsam gehalten; allein jetzt fangen sie allmählich an, aus den Apotheken in die Naturalien-Kabinette zu wandern: und das von Rechts wegen.

Tab. XXV.

Das Elennthier.

Alce, *l'Elan.*

Der Elennbock. (49)

Die Elennkuh. (50)

Ein langer Kopf, beträchtliche Ohren, ungeheure

Nasenlöcher, in denen eine Faust bequem beherbergt werden kann, eine dicke, die untere bedeckende Oberlesze, funkelnde Augen mit einem großen Winkel, ein weiter Rachen, der den eines Ochsen übertrifft, ein Fleischklumpen unter der Kehle, hohe starke Beine, und glatte, breite Klauen, ein langes Haar, kurzer Schwanz und großes Geweyhe, zeichnen dieses Thier, schon für den ersten Anblick, unter den Säugethieren mit gespaltnen Klauen, sehr aus.

Das Vaterland des Elennthieres sind die nordlichen Theile unsrer Erde. In Lappland, Schweden, Lievland, Preussen, Norwegen, und im nördlichen Amerika findet es sich sehr häufig; denn, nach den Zeugnissen der vorzüglichsten Naturforscher, ist der Orignal der Kanadier und der Sondareinta der Huronen nichts anders, als das Elennthier. Wahrscheinlich wohnte es ehemals auch in Deutschland und Frankreich, und nur das durch die steigende Bevölkerung und Landeskultur gemilderte Klima drängte es in den Norden zurück. In Irrland werden noch immer Elenn-Geweyhe ausgegraben.

Das Elennthier sucht zu seinem Aufenthalt niedrige Gegenden und sumpfichte Wälder. Diese

Tab. XXV.

49

50

Thelott sc.

letztern sind ihm darum sehr bequem, weil es darin etwas tiefer steht, und also mit seinem kurzen Hals leichter abweiden kann. Auch hält es, der Kühle wegen, sich immer gerne nahe bey Flüssen auf. Es liebt Gesellschaft; ist aber schwer zu zähmen. Sein Gang ist eine Art von Trab, der aber äußerst geschwind ist, so daß die schnellesten Hunde und Pferde ihm kaum nachkommen. Die geringste Bewegung seiner Füße macht einen Laut, der dem Aufknacken der Nüsse ähnlich ist. So wohlthätig dieß für sie ist, daß sie einander nicht so leicht verlieren, so lockt doch dieser Schall den Wolf nicht selten herbey. Ists nur einer, dann wehrt sich das Elenn seiner Haut. Sind ihrer mehrere, so ist es verloren. Aber weit gefährlicher ist ihm der Rosomack oder Vielfraß. Dieser, nicht viel größer als ein Dachs, geht einem an Größe und Stärke so überlegnen Feinde nicht zu einem offnen Kampfe entgegen. Er lauert vielmehr auf einem hohen Baume, an dem das Elenn vorbey muß, dann stürzt er herunter, klammert sich auf seinem Rücken fest, hauet mit den Zähnen sich in Kopf und Hals ein, und läßt nicht eher los, bis es erwürgt ist. Wüthend rennt das arme Elenn hin und her, reibt sich an Bäumen so heftig, daß es sich verwundet,

und macht tausend fruchtlose Versuche, sich seines Peinigers zu entledigen. Dieser reißt ihm mit seinen scharfen Klauen die Haut auf, steckt sein außerordentlich spitziges Maul in die Wunde und saugt das Blut aus, bis es todt zur Erde stürzt. Was der Rosomack, oder, wie ihn die Schweden nennen, Jaert, dem Elenn ist, das ist in Kanada dem **Orignal** der Carcaju, der sich auf die Spuren des Elenns, so gut als ein Jäger, versteht. Auch sucht das Hermelin ihm in die Ohren zu kommen, worüber das unglückliche Thier in eine solche Verzweiflung geräth, daß es sich den Kopf an einem Baume zerschmettert.

Seine **Nahrung** besteht in Rinden und Schößlingen von Weiden und Birken, in frischem Gras, Moos u. dgl. Am Meisten liebt es die Rinde der Zitterpappel oder Espe. Oft steht es an einem Baume aufrecht und schält ihn ab. Wenn eine Eisrinde den Schnee überzieht, so daß es zum Futter unter dem Schnee nicht gelangen kann, so haut man Bäume um, damit das **Elenn** nicht verhungere. Sein großes **Gewehe** besteht in großen zackichten Schaufeln, die sich jährlich erneuern, und in Europa an 100, in Amerika an 400. Pfund schwer gefunden werden.

Die **Elennkuh** ist etwas kleiner, allein fetter und flüchtiger als der Bock. Ihr fehlen die Geweyhe. Im September ist gewöhnlich die Brunftzeit dieser Thiere. Dann fallen unter den Böcken entsetzliche Kämpfe vor. Die von Wuth emporstrebenden Haare geben ihnen ein fürchterliches Ansehen. In dieser Zeit ist es höchst gefährlich sie zu jagen. Denn trifft man sie nicht so, daß sie auf der Stelle todt bleiben, (und nur ein Schuß in die Brust bringt sie zum plötzlichen Stürzen) so gehen sie, wie Bären und wilde Schweine, auf den Schützen los. Gelingt es diesem nicht, auf einen Baum zu klettern, so ists um ihn geschehen; denn nun wirft es ihn zu Boden, und tritt so lange auf ihm herum, bis auch der kleinste Knochen in seinem Leibe zermalmt ist. In den Beinen hat es eine solche Stärke, daß ein einziger Schlag hinreicht, einen Wolf, ja einen Menschen, zu tödten. Die **Elennkuh trägt** 9 Monate, und setzt Ein **Kalb**, öfters auch zwey. Dieß geschieht unter vielem Aechzen und Stöhnen. Merkwürdig ist, daß das Junge seine Mutter so lieb hat, daß es, wenn diese an seiner Seite erschossen wird, dieselbe so lange ansieht und kläglich thut, bis es ein ähnliches Schicksal trifft. Die **Farbe** dieser Thiere ist ge-

gewöhnlich grau auch dunkelgelb. Die **Haare** haben die Form einer Lanze mit einem dünnen Handgriffe: ein Bau, der dazu dienet, daß sich das Haar besser anschließt und sie vor Kälte beschützt. Die **Klauen** sind etwas spitzig, und thun auf Schnee und Eis ihnen gute Dienste. Um ihnen nachzukommen, bedienen sich daher die Jäger breiter Schneeschuhe. Im Kopf dieser Thiere findet man viel **Gehirn**. Allein auf ihre Klugheit darf man daraus nicht schließen; denn ein Bischof von Samland hatte ein selbsterzognes, das am warmen Ofen so lange stand, bis es sich das Fell verbrannte und starb. Die **Haarbälle** im Magen und die Abwesenheit einer **Galle** haben sie mit dem Hirsche gemein; ihr **Leben** bringen sie aber nicht völlig so hoch, als dieser.

Man **jagt** sie mit Wurfspießen, Flinten, Hunden, stellt ihnen Schlagbalken, treibt sie in eine Allee von geflochtenen Wänden, an deren Ende eine mit Sträuchen überdeckte Grube ist, fängt sie in Netzen u. s. f. Ehe eins unterliegt, rafft es noch alle seine Kraft zusammen und thut fürchterliche Schläge. Oft fällt es im Jagen plötzlich nieder. Dieß gab Veranlassung zu der Fabel von der fallenden Sucht. De la Martiniere war von dem plötzlichen Niederstürzen

Augen-

Augenzeuge. Schon wollte der Edelmann, der mit ihm jagte, die Jagd aufgeben, weil das Elenn bereits drey Hunde todt geschlagen hatte, ehe man zum Schuße kommen konnte, als es den Ueberfall bekam, und erlegt wurde. Martiniere erhielt die Klauen des linken Hinterfußes, als ein herrliches Mittel gegen die fallende Sucht. Daß doch das arme Thier Zeitlebens eine Arzney bey sich trägt, ohne ihre wohlthätige Wirkung zu erfahren, obgleich es sich oft mit dem genannten Fuße im Kopfe kratzt! Sicher ist die Sucht, und das Kratzen, um sie zu vertreiben, und die Kraft der Klauen gleich lächerlich, wenn gleich noch immer die **Elennsklaue** ein werthgehaltnes Familienstück ist. (*)

Das **Fleisch des Elenns**, besonders der Ziemer und die Zunge, soll sehr fett und schmackhaft seyn. Der Unverdaulichkeit desselben wissen die Russen mit einer Branntweinbrühe abzuhelfen. Die **Milch** der zahmen ist fett und gut. Das vorzüglichste ist die **Haut**. Diese ist so dick, daß nur an wenigen Stellen eine Kugel sie durchlöchern kann. Daher sonst

(*) Selbst auf die Orthographie scheint diese Sucht Einfluß gehabt zu haben. Man schrieb **Elend**, statt Elenn, vom slavonischen Worte Jelen, ein Hirsch.

sonst die Kürassiers Kollete von Elennhäuten hatten. Die **Tungusen** und **Wogulen**, die damit ihren Tribut bezahlen, wissen sie so zu behandeln, daß sie nicht wie anders Leder, durch Nässe zusammenschrumpfen und hart werden. So geräucherte und zubereitete Häute heißen dann **Polowinki**, und geben einen vortrefflichen Stoff zu Beinkleidern, Handschuhen u. d. Die **Haut**, die die Füße umgibt, dient zu Beuteln für Jagdgeräthe. Die **Knochen** bearbeitet der Drechsler zu kleinen Geräthen; die **Geweyhe** werden in Apotheken gebraucht, und ehemals zur Zierde der Giebel, auch zu Wandleuchtern angewendet; und mit den **Haaren** Polster ausgestopft.

Tab. XXVI.
Das Rennthier.
Rangifer, *le Renne.*
Der Rennbock. (51)
Die Rennkuh. (52)

Jene eiskalten, nördlichen Länder, in denen fast ein ewiger Schnee das Erdreich bedeckt, deren sechsmonatliche Nacht nur durch Sternenschimmer und Nord-

Tab. XXVI. 51

52

Nordlichter gemildert wird, und wo schiefauffallende Sonnenstrahlen selbst im Sommer nur dürftige Wärme verbreiten, wären durchaus unbewohnbar, hätte nicht die gütige Vorsehung den uns unglücklich scheinenden Bewohnern derselben das **Rennthier** gegeben, das, zufrieden mit wenigen dürren Pflanzen, alle Beschwerden eines rauhen Himmelsstriches ihnen versüßte, und von der Windel bis zum Todenhemd fast alle Bedürfniße reichte.

Das **Rennthier** ist kleiner als das Elennthier, hat kürzere **Beine**, etwas breitere **Füße** und ein ganz anders gestaltetes **Geweyhe**. Die Perlen, Furchen, Rosen u. d. die wir am Hirschgeweyhe bemerken, finden sich am Rennthiergeweyhe nicht; dieses ist ganz glatt, sehr lang und von gelblichbrauner Farbe. Die Enden verändern ihre Zahl und Stellung nie. Man bemerkt über der Stirn zween schauflige Zacken, die sich etwas krümmen. Hieraus mag das irrige Vorgeben von Rennthieren mit vier Geweyhen entstanden seyn. Unentbehrlich ist dieser Schmuck dem Thiere. Ohne dieses Werkzeug, den Schnee wegzuschaffen, müßten Tausende umkommen, weil sie zum Rennmoose, ihrem fast einzigen Futter, nicht gelangen könnten. Eben darum machte

bey

bey diesem Thiere allein die Natur eine Ausnahme, und gab auch dem Weibchen Geweyhe. Aeußerst selten sind Geweyhlose (Huko-äire). Ihre Gesellschafter thun ihnen den Gefallen, den Schnee wegzuschaufeln. Das Verschneiden hat bey diesem Thiere allein keinen Einfluß auf die Hörner.

Das Rennthier hat starke, mit einer harzichten, durchsichtigen Materie angefüllte Thränenhöhlen und sehr lange Augenwimpern. Falsch ist das Vorgeben, die Augenlieder haben kleine Löcher, wodurch sie, vom Schnee geblendet, zu sehen pflegten. Das Stückchen gespaltnes Holz, das der Lappe, weil die blendende Weiße des Schnees seinen Augen wehe thut, auf dieselben legt, hat zu jener Fabel Veranlassung gegeben. Die bewegliche Haut, womit das Rennthier die ganze Hornhaut bedecken kann, die man auch bey Vögeln findet, schützt es hinlänglich vor gefährlichen Folgen des Schneeglanzes für ihre Augen. Die Farbe dieser Thiere ist eine Mischung von braun, gelb, weiß und grau. Ueberhaupt ist es fast unmöglich, diese oft in einander sich verlierenden Farben bestimmt zu nennen, zumal da die Haare (deren das Rennthier viele und dicke hat) an der Wurzel gemeiniglich weiß und an der Spitze anders

sind.

sind. Der Bauch ist gewöhnlich weiß, und die Meisten haben innen am hintern Kniebuge einen weißen Fleck. Im Sommer sind die Wilden grau, im Winter weiß: die zu Hausthieren gemachten hingegen sind, wie alle Hausthiere, von mannigfaltiger Farbe. Die **Krone der Klauen**, die größer und platter als bey irgend einem gehörnten Thiere sind, ist mit langen Haaren bedeckt. Der knackende Schall der Füße, bey der geringsten Bewegung, ist bey den Rennthieren weit stärker als bey den Elennthieren. Dieses Klappern hält die Heerden zusammen, und erleichtert dem Hirten das Wiederfinden der Verlornen auch dann, wenn ein dichter Nebel kaum zehn Schritte weit zu sehen erlaubt. Die **Nasenlöcher** sind groß und von einander weitabstehend, und die **Lefzen** sehr haaricht. Wer erkennt hier nicht die liebreiche Sorgfalt des Schöpfers, dem Eindringen des Schnees und der rauhen Luft zu wehren; so wie Er dem Schneehuhn eben zu diesem Zwecke haarzarte Federchen gab! — Der Schwanz ist sehr kurz. In ihrem Leibe findet sich keine Galle. Ihr Gang ist ein Trab; ihre Stimme ein Grunzen. Sie lieben das gesellschaftliche Leben und die Reinlichkeit ungemein. Gehör und Geruch sind bey ihnen vortrefflich.

Die **Brunftzeit**, wo diese Thiere sehr übel riechen, fängt im September an. Nach acht Monaten wirft die **Rennkuh** ein roth- und gelb gefleckte s**Rennkalb**. Fünf Tage nachher verliert sie ihr Gewehye, so wie ihr Mann gleich nach der Brunft sich desselben entledigt hat. Mit 1 Jahre wird das Rennkalb verschnitten, eine Operation, die der Lappe mit den Zähnen verrichtet. (*) Mit vier Jahren sind sie ausgewachsen. Ihr Alter bringen die Zahmen auf 14 bis 20, die Wilden auf 28 Jahre. Das **Vaterland** dieser Thiere sind die nördlichsten Gegenden der Erde. Wenn das Elenn sich nur diesseits des Polarzirkels aufhält, so trifft man jenes noch weit jenseits desselben. Die Kälte ist ihm so sehr Bedürfniß, daß es in wärmern Gegenden bald umkommt. In neuern Zeiten ist man zwar in Stettin und in Chantilly so glücklich gewesen, **Rennthiere** zu haben, aber fortgepflanzt haben sie sich nie, und alle zehne, die ein König von Schweden nach Preußen sandte, starben ohne Nachkommen. Der **Karibu** in Kanada ist nichts anders, als das amerikanische Rennthier.

Die

(*) Postquam frenulo eos ligarunt, scrotum dentibus mordent, ut contundantur testiculi. *Linn.*

Die liebste Nahrung ist ihnen das weiße Moos, das unter dem tiefsten Schnee wächst. Sie werden von dieser so magern Speise ungemein fett und stark; im Sommer hingegen wenn sie Baumrinden, Gras, Schößlinge essen müssen, werden sie mager und sehen abscheulich aus. Sie käuen wieder. Für den Durst fressen sie im Winter Schnee. Doch ziehen sie den Urin des Menschen jedem Getränke vor. Die Koräken (die in der Rennthierzucht eben das sind, was die Araber in der Pferdezucht) führen daher Gefäße aus Birkenrinde zu diesem Behufe mit sich. Allein zu viel darf man ihnen nicht geben. Man denke hier an die Begierde des Hirsches nach Salz. Da die Rennthiere sehr gerne Schwämme fressen, so genießen sie nicht selten den giftigen Fliegenschwamm. Sie werden davon taumelnd und stürzen nieder. Tödtet man sie nun, so ist die Folge von dem Genuße des Fleisches unfehlbar Wahnsinn: läßt man aber den Taumel vergehen, dann ist das Fleisch unschädlich. Höchst sonderbar ist, daß der Schwamm völlig unverdaut abgeht, und bloß seine Kraft dem Blute mittheilt, die dann im Urin fortgeht. Ein Umstand, den die ärmern Koräcken u. a. die zu dürftig sind, sich Fliegenschwamm anzuschaffen, zu benützen wissen, um sich nun einen

Rausch auf eine Art zu trinken, die noch eckelhafter ist, als der Rausch selbst. In Kamtschatka steht man oft mehrere Tausend **Rennthiere** auf einem Moosfelde. Die vielen Geweyhe geben ihm von ferne das Ansehen einer buschichten Wiese. Die ungeheuern Heerden wilder Rennthiere halten ihren Zirkel im Weiden. In anderthalb Jahren kommen diese Nomaden immer wieder auf die vorigen Weideplätze. Wo sie einmal über einen Fluß geschwommen, da geschieht es das nächstemal sicher wieder. Die Weege, die sie im Schnee getreten haben, sind wahre Trancheen, wo fünf bis zehn geschlossen neben einander gehen. Wenn der Zug, der oft einer Armee ähnlich ist, aufbricht, so müssen die Rennkühe und Kälbchen voraus, damit das Drängen und Stoßen der Böcke die vielen trächtigen Mütter nicht beschädige. Weil diese Wilden stärker sind, als die Zahmen, so sendet man die zahmen Weibchen oft zum Belegen in die Wälder. Auch weiß man wilde Weibchen durch zahme Böcke aus denselben, vermittelst einer Schleife an den Hörnern, worin sich jenes mit den Seinigen verwickelt, zu hohlen. Nicht selten bleiben beyde weg. Jenen von Wilden erzeugten hängt immer eine gewisse Wildheit an. Zuweilen kehren sie sich um,

und schlagen nach ihrem im Schlitten sitzenden Herrn mit den Füßen. Er mag nun wollen oder nicht, so muß er geschwind den Schlitten, der fast wie ein Bäckertrog ist, umkehren, und sich darunter verbergen, bis das Thier seinen Zorn ausgelassen hat. Dann gehts wieder rasch fort. Die ganze Equipage ist armselig. Unten ist das Fuhrwerk mit einem Rennthierfelle überzogen, damit es leicht vorwärts gehe, beym Bergauffahren aber nicht so leicht zurückglitsche. Ein Lappen Haut um den Hals, von dem ein zwischen den Füßen durchlaufender Riemen vorn am Schlitten befestiget ist, ein Strick ums Horn, der zum Leitseil dient, das ist Alles. In 19 Minuten lauft das Rennthier eine sächsische Meile. Wenn es müde ist, so guckt es beständig um: und Uebertreibung kostet ihm allemal das Leben. Es wird auch zum Lasttragen gebraucht, und ist des Tungusen Reitpferd. Mehr als 25 Werste (d. i. 7 deutsche Meilen) darf man des Tages nicht von ihm fordern. Die Rennthiere müssen wohl gehütet und einige Weibchen angebunden werden, damit sich die andern nicht so leicht entfernen. Will Eins sich durchaus nicht ziehen lassen, so wird es, vor den Augen der ganzen Heerde, die zitternd zusieht, todt geschlagen. Die Korácken

haben Heerden von 30—40000. Diese theilen sie in kleinere zu 4000. Ein Hirte ist Führer derselben. Er kennt jedes und verliert gewiß nie eins. Sie ziehen beständig herum, führen Fleisch und Felle auf Schlitten mit sich, und tauschen dagegen von den Russen Eisen u. d. ein. Leider rafft das **Kurbma-Insekt**, das seine Eyer auf ihre Haut legt, und dieselbe ganz durchlöchert, jährlich viele Tausende hin. Und doch ist ihr **Nutze** für die nordischen Völker immer noch unübersehbar. Der Samojede schenkt seiner neugebornen Tochter **Rennkühe**. Was sie erarbeiten, ist einst ihr Brautschatz. Sauer müßen hingegen die Söhne Heerde und Braut verdienen, um auch Armuth tragen zu lernen. Um **Rennthiere** dient der Dürftige und schwingt sich zum Heerdenbesitzer. Das **Fleisch** ist schmackhaft, **Milch** und **Käse** sehr fett und gut. Das Blut **kochen** sie mit Wurzeln — oder vermischen es mit dem, was sie im Magen finden, und machen Blutwürste daraus. Letzteres essen sie sogar mit Löffeln aus dem Magen warm heraus. Die höchste Leckerey der Reichen, ist das rohe Mark; sie glauben, die Fürsten der Welt essen das ganze Jahr nichts anders. Die **jungen Geweyhe** essen sie wie Rüben. Das **Fell** gibt ihnen Bett, Wohnung, Kleid, Kö-

cher

cher — Alles: und der Handel damit die wenigen übrigen Bedürfnisse — das neugebohrne Kind und der Todte werden dareingewickelt. Die daraus verfertigten Schuhe, Stiefel, Hosen ꝛc. werden mit Rennthier **Haaren** und **Sehnen** genähet, und die Nadeln und Messer, die man zum Bearbeiten braucht, so wie die Löffel und Gabeln, sind aus **Rennthierknochen**. Aus den **Sehnen** werden Schiffseile, aus den **Gedärmen** Stricke, aus den **Klauen** Trinkgeschirre, aus den **Urinblasen** — ihr Liebstes, Brannteweinflaschen, verfertiget. Auf dem Grabe vornehmer Ostiaken opfert man mehrere unter seltsamen Gebräuchen, und beschmiert dem Götzen das Maul mit ihrem Blute. Doch wir müßen abbrechen, so gerne wir noch manches anführten. Genug, zur Kenntniß dieser Thiere und zum Beweise, daß so lange die nordischen Halbwilde noch Rennthiere haben, sie nicht die Aermsten unter unsern Brüdern seyen!

Tab. XXVII.

Das Hermelin (a) u. das Frettchen (b) (53)
Das Iltiß (c) und der Marder (d) (54)

Alle diese Thiere, die mit noch andern zum Wiesel-

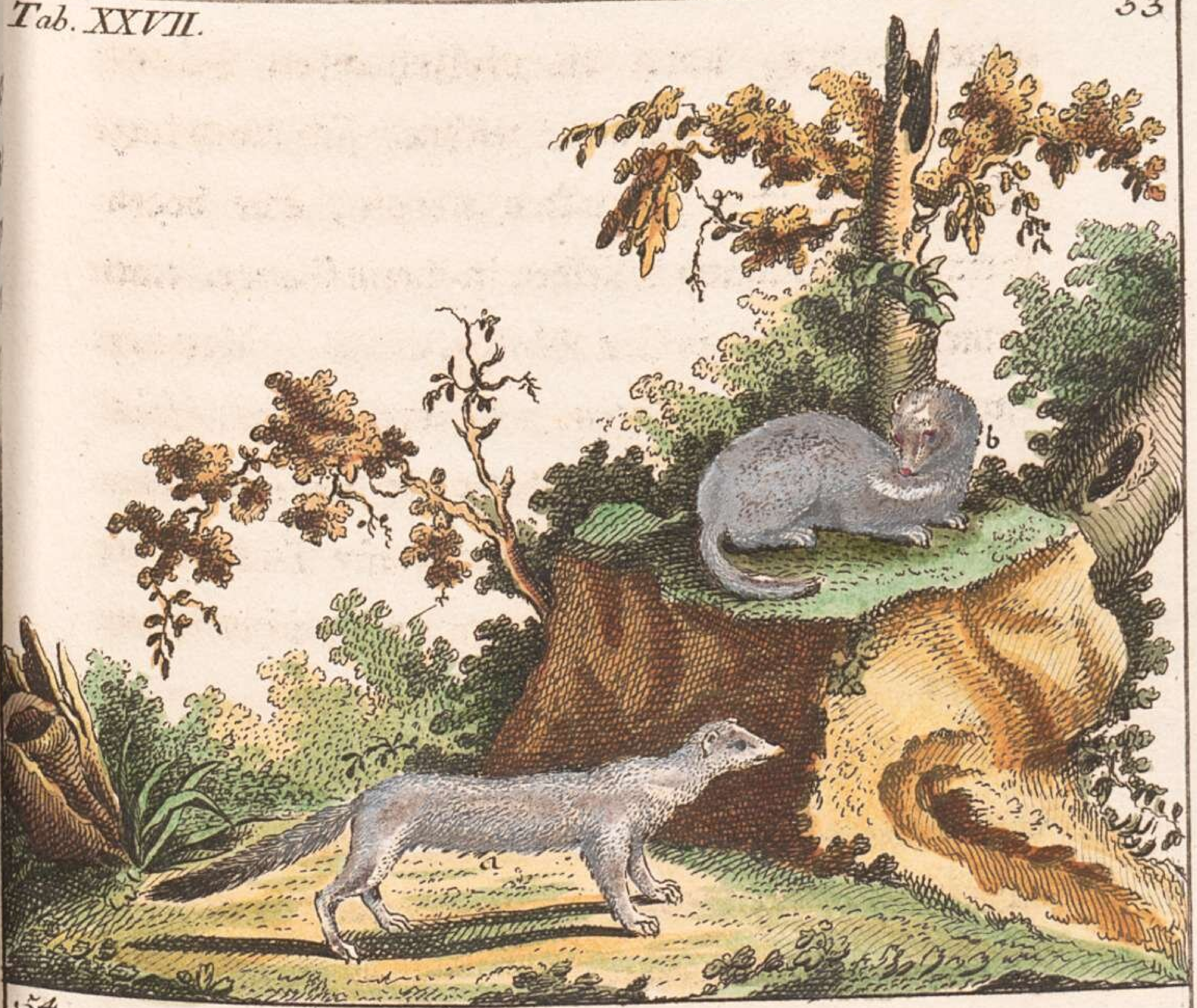
selgeschlechte, unter die vielzehichten Säugethiere, gerechnet werden, zeichnen sich durch kurze Füße, einen lang gestreckten Körper, eine bogenförmige Krümmung desselben in ihrem Gange, einen kleinen Kopf und heißen Blutdurst aus. Ihre Lust und ihr Beruf ist Würgen, und wenn sie mit Mäusen, Ratten u. a. fertig sind, wofür wir ihnen danken müßen; so besuchen sie auch unsre Tauben und Hühnerhäuser, und richten ein entsetzliches Blutbad an. —

Das **Hermelin** (Mustela armellina, l'hermine 53. a.) unterscheidet sich vom gemeinen Wiesel durch die Größe, die weißbehaarten **Pfoten** und den ganz **schwarzen Schwanz**. Es wohnt nur in kalten, nördlichen Gegenden, da hingegen das Wiesel auch in wärmern Ländern verbreitet ist. Im Sommer ist sein Fell röthlich, im Winter ganz weiß. Zwar vertauscht das gemeine Wiesel auf eine ähnliche Weise sein Sommerkleid mit einem weißen Winterrocke; allein den schwarzen Schwanz behält das Hermelin unverändert. Wüste Gegenden und dichte Waldungen sind sein liebster Aufenthalt. Nie wird es zahm werden. Es flieht den Menschen so sehr, daß, wenn man dem gefangenen Hermelin einen Klumpen Werg gibt, es sowohl sich, als sein

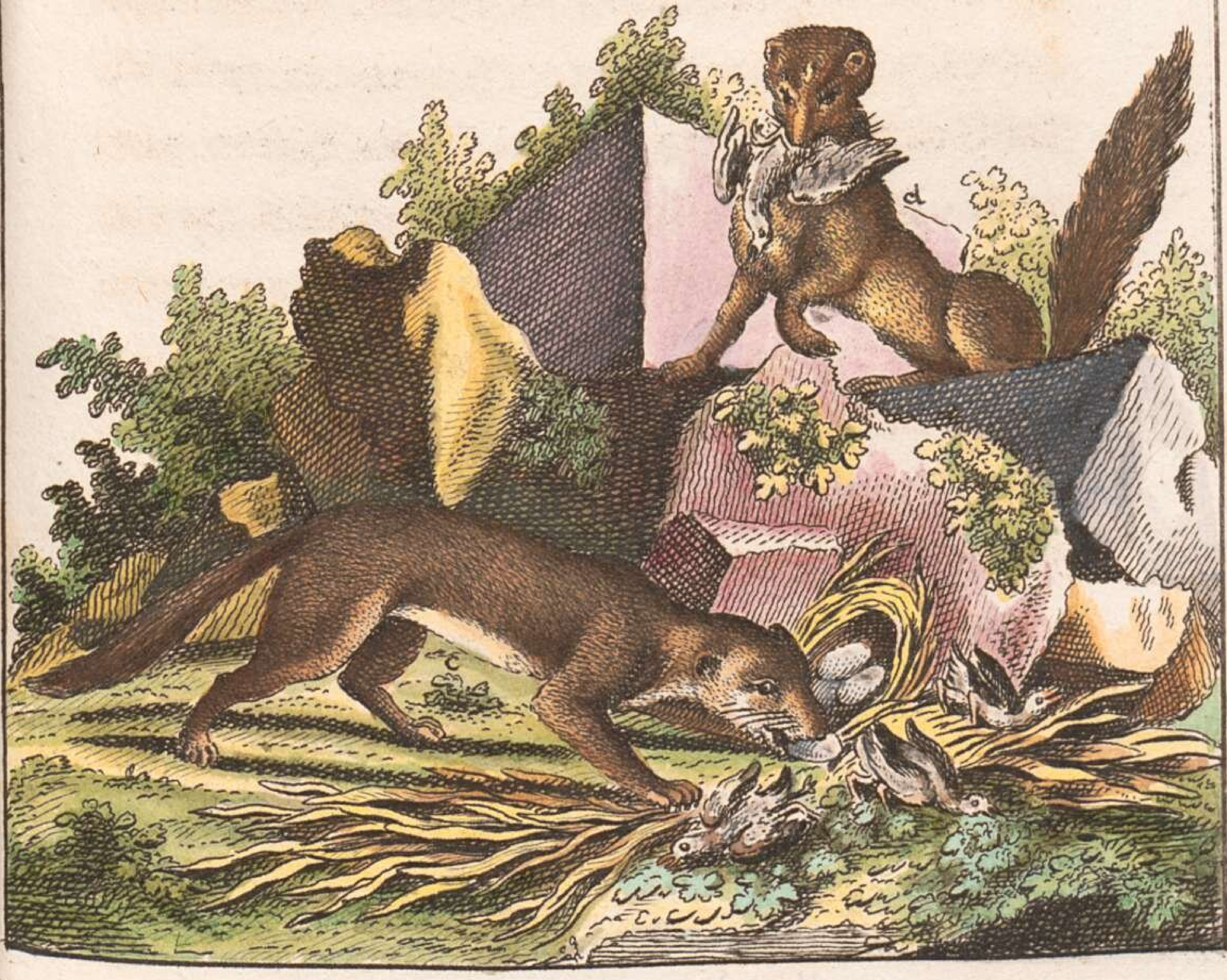
Futter

Tab. XXVII.

53



54



Futter darein versteckt, um bey Nacht, ungesehen von Menschen, sein Futter zu genießen. Auch läßt es die Eyer und das Fleisch, das man ihm vorsetzt, erst stinkend werden, bis es davon genießt. Nur der äußerste Hunger wird es nöthigen, Honig zu fressen, der andern Wieselarten so angenehm ist. In der Freyheit besteht seine **Nahrung** aus kleinen grauen Kaninchen und einer Art Natten, die in seiner **Heimath**, Rußland, Norwegen und Lappland sehr häufig sind. Uebrigens ist es ein artiges, munteres Thier. Seine **Augen** sind ungemein lebhaft, seine **Bewegungen** geschwind, sein **Körper** schlank, sein **Geruch** aber höchst unangenehm. Selbst großen Thieren weiß es dadurch, daß es sich ihnen auf den Rücken setzt und das Blut aussaugt, höchst gefährlich zu werden. Sein kostbares **Fell** erwarb ihm den Namen **Königswiesel**, und macht, daß man es mit stumpfen Bolzen tödtet. Angenehm soll der Kontrast der schwarzen Schwänzchen auf dem matten Weiß seyn. Sie dienen zu Ceremonienkleidern der Fürsten, die, wenn auch nicht geschmackvoller, doch kostbarer als die wallenden Gewänder der Griechen und Römer sind. Sonderbar ist es, daß man auch **verkehrte Hermeline** findet, die ganz schwarz sind, und nur einen weißen Schwanz haben.

Schon dadurch, daß das **Frettchen**, (*Furo, le Furet*, 53. b.) da nur als Hausthier fortkommt, wo das Iltiß einheimisch ist, beweißt die Verschiedenheit ihrer Naturen. Ueberdas hat das Frettchen einen längern, schmälern Körper, eine spitzigere Schnauze, und läßt sich, was beym Iltiß unmöglich ist, zahm machen. Seine Augen sind lebhaft, und wenn es zornig ist, glühend; seine Bewegungen feurig und schnell, seine Füße mit fünf weißen Nägeln und Zehen versehen. Seine Farbe ist weiß mit gelb vermischt, sein Vaterland Afrika. Von hier wurde es nach Spanien gebracht, und dann weiter verbreitet. Seine tödtliche Feindschaft gegen das gefräßige Kaninchen, machte dieses Thier der Menschheit werth. Die Natur hat es zum Erbfeind derselben gemacht. Auch das ganz junge Frettchen, stürzt wüthend auf dasselbe zu, versetzt ihm einen tödtlichen Biß, und saugt ihm das Blut aus. Darum knebelt man es, ehe man es in den Kaninchenbau läßt. Ohne diese Vorsicht säuft es sich so voll Blut, daß es einschläft, und den Ausweeg nicht mehr findet. Geknebelt aber jagt es Kaninchen aus ihrem Bau, und Vögel aus hohlen Bäumen. Es ist ungemein zornmüthig, und stinkt je mehr es gereizt wird, desto abscheulicher. Ueberhaupt ist Ge-

stank mehrern Wieselarten eigen; dieß scheint ihre Geruchsnerven so abgestumpft zu haben, daß ihnen der abscheulichste Geruch gleichgültig ist. So fand man einmal in dem entsetzlich riechenden Aase eines Wolfs drey junge Wiesel. Ihre Mutter hatte da ein ordentlich Nest von Stroh und Blättern bereitet, und ihr stinkendes Wochenbette gehalten. In der Brunftzeit sucht das Weibchen das Männchen selbst auf. Die Begierde des Erstern ist so heftig, daß es stirbt, wenn es dieselbe ungesättigt lassen muß. Es trägt sechs Wochen lang, und wirft, zweymal im Jahre, 5—9 blinde Junge, die es zuweilen, ohne alle Umstände, gleich nach der Geburt, auffrißt. Man läßt beyde Geschlechter von einander getrennt in mit Werg gefüllten Tonnen wohnen, in denen, wenn es nichts zu Jagen giebt, fressen und schlafen, ihr Lebenslauf ist. Kleyen, Brod und Milch sind ihr Futter. Zuweilen haben die Reisenden in Spanien ein Frettchen bey sich, das sie, der schlechten Wirthshäuser wegen, in denen man alles mitbringen muß, aufs Fouragiren unterwegs ausschicken. Auch dieses Thier beweist, wie klug der Mensch den Instinkt verschiedner Geschöpfe zu entdecken, und zu benützen wußte.

Das Iltiß (putorius, *le putois*, 54. c.) unter-

terscheidet sich vom Hausmarder durch die mindere Größe, den kürzern Schwanz, die spitzigere Schnauze, die dunklere Farbe, die ein Gemische, fahler, schwarzer und gelblicher Haare ist, und die tiefere, schwächere Stimme. Sein Geruch ist immer, vorzüglich wenn es gereizt wird, abscheulich, so daß ihm selbst seine eigne Losung unerträglich ist. Eben darum heißt es auch Stinkthier, Stänkerratz, Teufelskind. In zwey Bläschen, nahe am After, die eine klebrichte Materie durchseihen, ist der Sitz des Gestanks beym Iltiß, dem gemeinen und wilden Wiesel ꝛc. und des Wohlgeruchs, beym Marder und der Zibethkatze. Gemäßigte Länder sind sein Vaterland: und auch in diesen sucht es im Winter Scheuren und Böden: daher im Schnee nie eines Iltisses Fährte anzutreffen ist. Höchst sonderbar ist es, daß ihm das Wetzen eines Messers an einem Steine so zuwider ist, daß es bey diesem Tone aus dem Schlupfwinkel, in den es aus Menschenscheue sich verbarg, erbittert hervorspringt. Nach der Begattung im Frühlinge, verläßt das Männchen das Weibchen, welches nun die Zeit des Trächtiggehns im Hause verborgen abwartet, und nach 9 Wochen 3—5 Junge wirft, die es sehr bald an Blut und Eyer zu gewöhnen weiß. Unverschämter

ker und verderblicher kann kein Dieb seyn, als das Iltiß. Wohnt es in Häusern, so werden die Hühnerhöfe und Taubenhäuser von ihm besucht. Es beißt dem Federvieh vor allen Dingen die Köpfe ab, saugt das Blut aus, frißt das Hirn, und trägt dann nach und nach das Erwürgte in seine Vorrathskammer. Im Sommer, in den Wäldern, versteckt es sich den Tag über in Kaninchenhöhlen, hohlen Bäumen und Felsenritzen: bey Nacht aber sucht es Rebhühner- Lerchen- und Wachtelnester. Auch Ratzen, Maulwürfe, Kaninchen, Feldmäuse, und gelegenheitlich auch Fische, Frösche, Gartenschnecken und Heuschrecken entgehen seinem gefräßigen Zahne nicht. Den reichsten Fasanengarten, und den vollesten Bienenstock kann ein einziges Iltiß ausleeren. Man fängt die Iltiße mit Fallen und Garn. Ihr Fleisch ist nicht genießbar und ihr Fell, das man färbt, von keinem vorzüglichen Werth. Aus den Haaren werden Pinsel verfertiget, und, um doch etwas Gutes von diesem Räuber sagen zu können, so hat man das pulverisirte Blut zum Schweißtreiben und das Fett und Fleisch gegen Steinschmerzen und Gichter — wir wissen nicht, mit welchem Erfolge? — empfohlen.

Von Mardern (54. d) gibt es zwo verschie-

dene Gattungen, den **Baummarder** (martes, *la marte*) und den **Hausmarder** (Foina, *la Fouine*.) Jener, der **Baummarder** heißt auch Edel= Tannen= Wild= und Feldmarder, dieser, der **Baummarder**, auch Steinmarder: jener ist im Norden in unglaublicher Menge, dieser in mehr südlichen und wärmern Ländern, zu Hause, und wenn jener zu seinem Wohnorte dichte Wälder wählt, so hat dieser seinen Aufenthalt in Häusern, und altem Gemäuer, an dem er mit ungemeiner Fertigkeit auf und abläuft. Das vorzüglichste Unterscheidungszeichen ist immer die Kehle, die beym Baummarder rothgelb und feuerfarbig, beym Hausmarder aber weiß ist: auch ist das Fell des Erstern wegen seiner kostbaren braunen Farbe in einem ungleich höhern Werth, als das mehr ins aschgraue spielende des Letztern. Der **Kopf** des **Marders** ist dreyeckicht, die **Nase** hervorgedrückt; die **Schnauze** mit einem Knebelbarte besetzt, die **Zunge** lang und glatt. Lange **Haare** bekleiden die 5 Zehen und den **Schwanz**, der so lang als der ganze Leib ist. Die **Ohren** sind kurz. Seine **Brunftzeit** ist im Februar. Er beißt sich während derselben mit andern Mardern tapfer herum. Doch gewinnen sich im zahmen Zustande zween **Marder** sehr lieb. Von Zween solchen starb einst

der

der Eine. Der Andere legte sich einen ganzen Tag auf seinen todten Freund, fraß von nun an nicht mehr, und folgte ihm bald nach. Das Weibchen trägt 9 Wochen, und wirft 2. 3. auch mehrere blinde Junge in ein Eichhornnest, aus dem der rechtmäßige Besitzer vorher vertrieben wird. Unübersehbar ist die Verheerung, die er im Hause und im Walde unter Eyern, Mäusen, Ratten und Vögeln anrichtet. Diese Letztern erkennen auch in ihm ihren Feind, und erheben bey seinem Anblick ein warnendes Geschrey, das sie in der Nähe eines Hirsches oder sonst eines friedlichen grasfressenden Thieres nie hören lassen. Allein der Marder ist auch so kühn, daß er sich einem schlafenden Adler, Ohreule, Auerhahn u. dgl. auf den Rücken schleicht, und festklammert. Zu spät eilt das arme Thier davon. Es trägt seinen Mörder mit durch die Lüfte, der so lange beißt und kratzt und saugt, bis sein Opfer erschöpft herabstürzt. Er zerbricht kein Ey, sondern saugt und leckt es, durch ein kleines Loch rein aus. Um den Schaden, den sie thun, zu vermindern, ohne ihr Fell zu beschädigen, fängt man die Marder mit Fuchseisen und Fallen, zu denen sie, wenn sie zum erstenmale hinkommen, ihre wie Muskus riechende Losung hinzulegen. Finden sie diese den andern Tag verrückt, dann werden sie nie

wieder

wieder sich der Falle nähern. Ist sie aber unverrückt geblieben, dann werden sie dreister. Sehr kostbar ist ihr Fell und kommt dem Zobel nahe. Man verkauft es gefärbt und roh. Das Stück längst dem Rücken soll das beste Theil seyn. Aus Kamtschatka kommen diese Felle in großer Menge und von vorzüglicher Güte.

Tab. XXVIII.

Der Zobel. (55)

Mustela Zibellina, *la Zibelline.*

Die Zibethkatze. (56)

Cibetha, *la Civette.*

So klein und unansehnlich der Zobel auch ist, so verdanken wir doch ihm allein den standhaften Eifer, mit dem die nördlichsten Gegenden Asiens, trotz aller Beschwerden, entdeckt und untersucht, und Physik, Länderkunde und Naturlehre ungemein bereichert wurden. Jedem Lande wußte die Vorsehung eine eigne Kostbarkeit zu geben. Die Habsucht der Menschen sucht sie mühsam auf. Aber eben diese Habsucht wird endlich ein Mittel in der Hand der Vorsicht, den Saamen der Religion und Kultur in die entlegensten Länder zu bringen, und den oft traurigen Zustand ihrer Bewohner zu verbessern.

Der

Tab. XXVIII.

55

56

Der Zobel bewohnt den ganzen nördlichen und waldichten Strich Siberiens, die Ufer der Flüße, die sich ins Eismeer ergießen, und die entlegensten, verlassensten Wälder. Je wüster, kälter und bergichter die Gegend, desto schöner findet man die Zobel, unter denen freilich die erfindrische Gewinnsucht der Europäer, seit hundert Jahren, eine ungeheure Niederlage angerichtet hat. Er ist ein **vielzehigtes Säugethier**, dem Marder ähnlich, doch ist sein Schwanz kürzer, die Ohren abgerundeter, die Zehen behaarter, und die Farbe der Kehle, der Augenränder, der Schnauze und der Ohren heller. Im vollen Winter ist sein Fell am Schönsten.

An Behendigkeit, List und Stärke übertrifft er das ganze **Wieselgeschlecht**, zu welcher Familie er gehört. Hasen, Wiesel, Hermeline und Katzen zu bezwingen, ist ihm ein Leichtes. Bekömmt man ihn jung, so wird er so zahm wie ein Eichhorn, läßt sich im Schooße wärmen, und setzt sich auf die Hinterbeine. Steller erzählt von einem Solchen, der von freyen Stücken die Häuser besuchte, in denen er sich erinnerte, etwas zu fressen bekommen zu haben. Wenn ihn aber ein Hund auf der Straße erschreckte, so nahm er über die Dächer den Rückweeg nach Hause. Wenn der Zobel den Werth seines Felles kennete, so könnte ers

nicht sorgfältiger bewahren und sich mehr vor Nässe hüten, als er wirklich thut. Er schreyt, aus Hunger, fast wie eine Elster, und klafft und knurrt, vor Zorn, beynahe wie ein Hund. In schönen, sternhellen Nächten geht er gern seiner Nahrung nach; wenn es stürmt und schneyt, bleibt er in seinem Lager und schläft; und zwar gewöhnlich so fest, daß man ihn rütteln kann, wie man will. Er ahndet die üble Witterung sehr richtig, und wird schläfrig und traurig. Hohle Baumstämme sind seine liebste Wohnung. Gerne macht er sich in einiger Entfernung von seinem Lager, das immer vom reinsten und weichsten Moose ist, zween Winkel zurechte; deren Einer zur Vorrathskammer für stürmische Tage, der Andre zum Abtritte bestimmt ist. Dieser Letztere ist um so nöthiger, weil der abscheuliche Geruch seines Unraths ihm selbst unerträglich ist. Das etwas **kleinere Weibchen** wirft 2 Monate nach der **Brunft**, die in den Januar und April fällt, 2, 3, höchst selten 5 Junge. Die Zahl derselben soll sich mit den zunehmenden Jahren des Weibchens vermehren. Das Thier- und Pflanzenreich muß dem Zobel Nahrung geben. Erd- Preisel- und Ebereschenbeeren,, Honigkuchen, Brod und Zucker, so wie auch Hasen, Mäuse, Schnee- Auer- und Birkhühner liebt er ungemein. Er ist so unverschämt,

schämt, in Fallen gefangne Thiere anzunagen, und Wölfen und Füchsen nachzuschleichen, und ihren Raub verzehren zu helfen.

Keine Art der Jagd wird regelmäßiger getrieben, als der Zobelfang. Falsch ist es, daß er durch Gefangne und Soldaten verrichtet werde. Pallas, dem wir die besten Nachrichten über den Zobel verdanken, widerspricht diesem Vorgeben geradezu. Eine kleine Karawane Jäger und Tagelöhner macht sich mit Hunden, Schlitten, Lebensmitteln und Geräthschaften auf den Weeg nach den von Menschen entfernten Wohnungen der Zobel. Hier vertheilen sie sich nun, legen mancherley Fallen und Schlagbalken, und dringen immer weiter in die ungeheuern Waldungen, in denen sie, um sich wieder zurecht zu finden, die Bäume merken. Mißräth die Frucht der Cembra, so treibt der Hunger mehrere und weit schönere Zobel in die Fallen. Nur siberische Völker, die ihren Tribut mit Zobelfellen entrichten (für den Kopf zwey) treiben diese Jagd. Doch geben sie jetzt, mit Willen der Regierung, größtentheils die Kopfsteuer in Geld. Denn sie schickten in die Schatzkammer doch nur sehr schlechte, und sparten die bessern für den spekulirenden Kaufmann, der damit die chinesischen Märkte bezieht. Im Lande selbst steigt der Preis des Paares

 (denn

(denn anders werden sie nicht verkauft) von 1—80, und in Moskau und Petersburg von 2—170 Rubeln. Die Blumenliebhaberey hat in Holland kaum ausschweifendere Preise hervorgebracht, als die Zobelfellliebhaberey. Die vorzüglichste Schönheit besteht in der Schwärze, Länge, Dichtigkeit, Glätte und dem Glanz der äußersten, in der Bräune der kürzern, und in der Dunkelheit der der Haut nächsten Wollhaare. Denn diese dreyerley Haare, die sich vor- und rückwärts streichen lassen, hat das Zobelfell. Die schönsten kaufen die Russen, Türken und Pohlen. Zu uns kommen nur die von geringerer Güte. Pallas sah auch feuerrothe, glänzend weiße und rothgelbe von der höchsten Seltenheit. Der große Werth der Zobelfelle hat zu vielen Betrügereyen verleitet, um ihre Fehler zu verbergen. Ueberhaupt müßen sie aber sehr sorgfältig vor Hitze und Insekten verwahrt werden, wenn nicht der kostbarste Zobel mit den Jahren seine Schönheit verlieren soll.

Aus dem Namen Zibethkatze würde man sehr irrig auf eine Aehnlichkeit mit der Katze schließen. Sie gehört der Schnauze, dem Kopfe und dem Geruche nach unter die Halbfüchse. Aehnlicher ist sie der Genethkatze: doch ist diese etwas kleiner, hat einen schmälern Kopf, eine spitzigere Schnauze, einen län-

gern Schwanz, ein sanftes, weiches Haar, das gewöhnlich ins Graue, Braune auch Schwarzgelbe fällt, da hingegen die Zibethkatze mehr ins Bräunliche, auch Graue geht. Sehr schöne dunkle Flecken laufen, wie Streifen aneinander gereihet, längst dem Leibe hin; eine Art Mähne schmückt Hals und Rückgrat, die Schnauze aber ein Knebelbart. Ihre Zähne sind scharf und ihre Klauen stumpf. In der Freyheit nährt sie sich mit kleinen Thieren, Wurzeln u. d. Wenn sie eingesperrt ist, gibt man ihr rohes Fleisch, Eyer, Reis, Fische ꝛc. Ihr Vaterland sind die heißesten Erdstriche von Asien und Afrika. Doch können sie auch in gemäßigtern Gegenden leben. Unter dem Schwanze haben sie einen kleinen Beutel, in dem sich eine klebrichte, pomadenartige Feuchtigkeit befindet, die einen so starken Bisamgeruch hat, daß er sich dem Felle und dem Fleische mittheilt. Aber eben dieser Geruch gab diesen Thieren in den Zeiten, da die Mode wollte, daß alles nach Bisam riechen mußte, einen hohen Werth. Man hielt sie in Holland häufig in einem Käfig, zog sie dann beym Schwanze gegen die Stäbe desselben hin, und hohlte den Zibeth, zwey bis dreymal die Woche, mit einem silbernen Löffelchen aus dem Säckchen des Thieres. Je besser man ihm zu fressen gab, desto reicher war

die Ernte. Es schien selbst einen Drang zu haben, sich des den Menschen werthen Unraths zu entledigen. Allein der Zibethgeruch mußte dem Amber weichen; und auch dieser hat seine Herrschaft schon wieder andern Modegerüchen abtreten müßen. Ihr Fleisch wird so wenig als ihr Fell geschätzt. Höher hielt man sonst das Fell der Genette. Es gehörte ein Genettmuff zum vollen Anzuge eines Elegants. Dieß spornte die Industrie, mehr Genettfelle in die Welt zu bringen, als Genetten gefangen wurden. Man färbte und tiegerte Kaninchenfelle. Mißtrauen und Mode stürzten die Müffe, und gaben den guten Thieren mehr Sicherheit. Von ihnen unterscheidet sich die Civette nur durch einen geringelten Schwanz und den Mangel der Mähne. Sie macht eine eigne Gattung aus.

Tab. XXIX.

Das Nashorn.

Rhinoceros, *le Rhinoceros.*

Das Asiatische. (57)

Das Afrikanische. (58)

Das Nashorn ist unter den vierfüßigen Thieren das gewaltigste nach dem Elephanten, mit dem

es

Tab. XXIX.

57

58.

es auch in Eine Ordnung, nämlich unter die großen, plumpen Säugethiere mit dicken Füßen und starkem aber dünnbehaartem Felle gehört. Obgleich sein Name griechisch ist, so war es doch den alten Griechen völlig unbekannt. Der Elephant ist fast so hoch, als er lang ist; des Nashorns Höhe hingegen beträgt nur die Hälfte seiner Länge. Allein nicht die Dicke des Leibes, sondern nur die Kürze seiner Füße, macht den beträchtlichen Abstand von der Größe des Elephanten. Das Nashorn ist ein ungeheurer Klumpen von Haut, Fleisch und Knochen. Nur an sehr wenigen Theilen seines Leibes ist es äußerlicher Eindrücke fähig. Das Einzige an ihm, womit es einige Geschicklichkeit an den Tag legen kann, ist seine obere Lefze. Es kann sie schnell hin und her bewegen, beträchtlich verlängern und verkürzen, doppelt um einen Stock winden, und fast wie der Elephant seinen Rüssel gebrauchen. Sie dient ihm, das Gras auszureißen und ganze Büschel daraus zu machen, weil das, was es auf einmal ausreißen kann, ein viel zu armseliger Bissen für einen so großen Rachen wäre. Der Kopf ist nicht allzugroß, und hat etwas Aehnlichkeit mit dem eines Schweines; die Augen sind für die Größe des Thieres sehr klein; die Nasenlöcher stehen niedrig. In seinem Rachen

hat es 4 starke Schneidezähne, die eckicht sind, und 24 Backenzähne von solcher Schärfe, daß sie das Stroh, wie eine Scheere, schneiden. Die Ohren stehen aufgerichtet und sehen den Schweinsohren gleich. Es kann dieselben aufrichten und fallen lassen. Sie sind der einzige Theil seines Leibes, an dem Haare, oder vielmehr Borsten, sitzen, wenn man noch den Schwanz ausnimmt, der am Ende mit einem Borstenbüschel versehen ist. Die kurzen, plumpen Säulen, die diese Masse tragen, endigen sich in drey Zehen, die mit starken Nägeln bewaffnet sind. Den ganzen Leib umgibt ein undurchdringlicher Panzer, dem weder die Zähne des Löwens, noch die Krallen des Tiegers, weder die Säbelklinge von Damaskus, noch das Bley des Jägers, etwas anhaben können. Diese Haut besteht aus einem dicken, schwarz grauen auch braunen Leder, das wie ein weiter Mantel in großen Falten um den Leib geworfen ist. Diese sind am Halse, auf den Schultern, am Kreuze und an den Beinen besonders groß und weit. Mit harten, knotichten Auswüchsen ist diese Haut über und über besäet. Sie sind am Halse und auf dem Rücken sehr klein, an den Seiten aber beträchtlicher. So rauh und spröde sie zum anfühlen sind, so weich ist dagegen die Haut zwischen den Falten. Nur die Einbil-

dungs-

dungskraft konnte an dieser Haut Schuppenschilde, Reitsättel, Stiefelstulpen, und, wer weiß? was sonst noch, entdecken. Auf der Nase sitzt ein Horn, das sich nach dem Kopfe zu wendet, ganz dicht und so hart wie ein Knochen ist, eine graue, schwärzliche, weiße auch braune Farbe hat, und nicht auf dem Knochen, sondern nur an der Haut angewachsen ist. Man findet es von der Länge einer halben Elle bis zu zwo Ellen. Mit diesem Horn machte der Schöpfer dem Nashorn ein sehr nützliches Geschenk. Es ist sein sicherstes Gewehr, das seine empfindlichsten Theile, Maul, Schnauze und Gesicht beschützt. Der hungrige Tieger wird weit lieber den Elephanten als das Nashorn angreifen, das, den Kopf ausgenommen, überall unverwundbar ist, und dessen Kopf er, ohne die Gefahr aufgeschlitzt zu werden, nicht fassen kann. Bäume, die ihm im Weege stehen, Steine, denen es nicht ausweichen mag, räumt es, vermittelst dieses Horns, mit ungemeiner Geschwindigkeit hinweg, und schleudert sie ungeduldig hinter sich zurück. Das Einzige, wodurch sich das asiatische von dem afrikanischen **Nashorn** unterscheidet, ist, daß dieses zwey solche Hörner haben soll, deren Eins auf der Nase, das Andere aber auf der Stirne steht, und mehr als noch einmal so lang als das andre ist. Diejenige,

die nur Eins haben, besitzen meistens ein desto dickeres. Die Form dieser Hörner ist durchaus kegelförmig. Vielleicht ist die verschiedne Beschaffenheit der Zunge gleichfalls ein Unterscheidungszeichen dieser zwo Rassen. Männer, an deren Glaubwürdigkeit nicht zu zweifeln ist, haben von Nashörnern, die sie zu untersuchen Gelegenheit hatten, behauptet, ihre Zunge sey so scharf wie eine Feile gewesen; durch bloßes Lecken hätten sie Menschen und Thiere zu einem Skelete machen können. Wieder andere, nicht minder gültige Zeugen, fanden die Zunge so sanft, wie Sammet, anzufühlen. Es sind daher Naturforscher auf den Gedanken gekommen, diesen Widerspruch so zu vereinigen, daß sie dem afrikanischen die rauhe Zunge, dem asiatischen aber, die sanftere zuschrieben. Ungemein gerne wälzt sich das Nashorn in Pfützen und Morästen, und kann, seiner Schwere ungeachtet, ziemlich gut schwimmen. Diese Liebe zum Wasser ist ihm darum natürliches Bedürfniß, weil sonst seine dicke Haut leicht zu trocken und spröde wird, und Ritzen und Sprünge bekommt. Gerne wählt es daher seinen Aufenthalt in der Nähe von Flüßen und Morästen. Man findet es am häufigsten in Bengalen, Siam, in des Moguls Gebiethe, auf Sumatra, Java, in Aethiopien, Abyssinien bis

zum

zum Vorgebirge der g. H. hin. Sehr zahlreich ist diese Thierart überhaupt nicht. Es würde auch der Menschheit übel gerathen seyn, wenn die Vorsehung diesen gefräßigen Thieren die allgemeine Ausbreitung, wie z. B. den Schafen, gegeben hätte. Ohne so nützlich zu seyn, als der Elephant ist, so ist es doch gewiß durch seine Freßlust eben so schädlich. Unübersehbar ist der Schade, den es auf Feldern anrichtet. Zwar nimmt es oft mit Disteln, stachlichten Pflanzen und Buschwerk vorlieb, aber es besucht auch Getreide- Zuckerrohr- und Reisfelder, und was es alsdenn auch nicht frißt, das tritt es nieder.

Daß das **Nashorn-Weibchen** erst mit 50 Jahren zum erstenmal trächtig werde und drey Jahre trage, ist falsch. Mit 15 Monaten wirft es Ein Junges. Dann kann es eine gute Weile anstehen, bis es wieder trächtig wird. Im ersten Monate ist das Junge nicht viel größer, als ein großer Hund. Noch hat es kein Horn. Nur eine schwache Spur entdeckt man davon. Wahrscheinlich wächst dieses mit dem Thiere so lange es lebt. Die ganze Lebensdauer des Nashorns mag 80 bis 100 Jahre betragen.

Zwar ist dieses Thier weder ein fleischfressendes noch von Natur grimmiges, und doch hat man es noch nicht dahin gebracht, es zahm zu machen und zu

zu nützlichen Hausdiensten zu gebrauchen: eine Sache, die doch mit dem Elephanten bereits gelungen ist. Zuweilen wird es so toll, daß es beynahe unmöglich ist, es wieder zu besänftigen. Dann rennt es wie rasend, und wenn keine Steine oder Bäume im Weege sind, an denen es seinen Zorn auslassen kann, so wühlt es, in vollem Laufe, Furchen in die Erde, und wirft dieselbe grunzend in die Höhe. Dieses Grunzen ist seine gewöhnliche Stimme, das jedoch im Zorne heller und hörbarer ist. So war jenes Nashorn, das der König von Portugall dem Pabste zum Geschenk sandte, durch seine Wuth auf dem Schiffe, ganz allein Ursache, daß das Schiff zu Grunde gieng. Doch wird es nicht leicht ohne Veranlassung so sehr toben. Still und sanft war dasjenige, das 1739 aus Bengalen nach London kam. Aber wenn man es schlug, oder wenn das Futter nicht sehr pünktlich gebracht wurde, ward es entsetzlich böse. Es sprang dann aufwärts, rannte mit dem Kopfe gegen die Mauer, und das mit einer Geschwindigkeit und Lebhaftigkeit, die man dieser schweren Masse kaum zugetraut hätte. Allein es war auch gleich wieder gut, sobald das Fressen kam. Dieses war allerdings so beschaffen, daß die Leere im Magen nach der Verdauung ziemlich fühlbar seyn mußte. Es bekam alle

Tage

Tage 7 Pfund Reis mit 3 Pfund Zucker vermengt, und eine große Menge Heu und frisches Gras, welches Letztere es sehr liebte. Es trank Wasser und zwar sehr viel auf einmal. Der Transport hatte bis London eilftausend Gulden gekostet. Dasjenige, das vor ungefähr 40 Jahren in Deutschland war, bekam täglich 60 Pfund Heu und 20 Pfund Brod, und wog 5000 Pfund; und einem jungen Nashorn, das in Paris gesehen wurde, mußten alle Tage 168 Pf. Futter gereicht werden. Zum Getränke verschmähte es auch Bier und Wein nicht.

Mit allen Thieren lebt es in Friede und Eintracht. Und was sollte es ihnen auch zu Leide thun, da es weder ihr Fleisch noch ihr Blut liebt? Oft geht es mit dem Tieger in vertraulicher Gemeinschaft. Der natürliche Haß, den es gegen den Elephanten haben soll, ist eben so fabelhaft, als der vorgebliche Haß des Kameels gegen das Pferd: denn man sah sie in Thiergärten oft sehr friedlich beysammen. Wahrscheinlich ist Plinius der Urheber jener Antipathie. Allein, wie leicht konnte er sich täuschen, da die Römer, die an den Kämpfen eines Nashorns mit einem Elephanten die größte Freude fanden, diese Thiere, ehe sie auf den Kampfplatz kamen, zur äußersten Wuth reizten. Unerträglich ist ihm der Anblick eines rothen Kleides.

Wüthend stürzt es dann über den her, an dem es diese Farbe wahrnimmt, faßt ihn zwischen den Beinen, und schleudert den Unglücklichen Ellen hoch. So stark und wüthend auch dieses Thier ist, wenn es gereizt wird, so gab doch dem furchtlosen Menschen sein Verstand Mittel ein, dasselbe, lebendig oder todt, in seine Hände zu bekommen. Entweder suchen mehrere Schützen zugleich es an den Ohren, den Augen und unter dem Bauche zu verwunden; oder man gräbt eine Grube, in der ein spitziger Pfahl eingerammelt wird. Mit grünem Gesträuche und Gras wird das alles so überdeckt, daß das nichtsbesorgende Nashorn hineinstürzt und sich spießt. Auch wird in eine mit einer Fallthüre versehene Hütte ein zahmes eingesperrt, wo denn bald ein wildes es zu besuchen kommt. Ein großer Vortheil bey der Nashornjagd ist, daß das Thier nur gerade vor sich hinsehen kann, und daß also der Verfolgte nur auf die Seite springen darf, um seiner Wuth zu entgehen. Sein Gehör aber ist vortrefflich, und es hat die Gewohnheit, bey dem geringsten Geräusche sehr scharf zu horchen und nach der Gegend hinzublicken, wo es herkam.

Höher, als selbst den Elephantenzahn, schätzen die Indianer das Horn. Nicht etwa wegen seiner Tauglichkeit zu Kunstarbeiten, sondern wegen einer

wun=

wundervollen innerlichen Kraft. Es soll nämlich der Kraft des Giftes widerstehen, und darum wurde es allgemein zu Trinkgeschirren für große Herren angepriesen. Das Messerheft aus Rhinoceroshorn fängt zu schwitzen an — so bald Gift auf die Tafel kommt — und der Wein wird trübe in einem Becher aus dieser Materie. Darum glaubte auch der gute König von Siam Ludwig dem XIV. kein kostbareres Geschenk machen zu können, als 6 solche Hörner, worunter eins, obgleich abgestumpft, von fast 4 Fuß ist. Nichts ist am Nashorn, das die Indianer nicht gegen eine besondere Krankheit rühmten, und selbst Urin und Auswurf sind ihren medicinischen Träumereyen nicht entgangen. Das Fleisch finden einige gut, andere fade und schwammicht.

So gewiß es ist, daß im russischen Reiche kein Nashorn anzutreffen sey, so müßen doch unzählige dort ihr Grab gefunden haben. Wenigstens findet man in Siberien, an dem Ufer der Steppenströme und gegen das Eismeer hin, ganze Haufen von **versteinerten Nashornknochen**. Ja, im Jahre 1771 entdeckte man am Fluße Wilui, wo die Erde nie ganz aufthauet, ein zweyhörniges Nashorn, von dem Haut und Sehnen noch übrig waren. Auch in Deutschland bey Herzberg, am Harze, bey Burg-Tonna im Gothaischen,

thaischen, u. a. O. machte man die nämliche Entdeckung, und das Bayreuthische Naturalienkabinet besitzt einen in der Ukräne ausgegrabnen Nashornschädel. Nur eine fürchterliche Wasserfluth kann diese Thiere in ein Land versetzt haben, das ihnen völlig fremd ist, wenigstens sind Pallas und Büffon dieser Meynung. Doch wer will alle Wunder der Natur ergründen, die uns Ewigkeiten hindurch Stoff zum Bewundern geben wird?

Tab. XXX.

Der Seelöwe.

Leo marinus, *le Lion marin.*

Der glatte Seelöwe. (59)

Der zottichte Seelöwe. (60)

Dieses fürchterliche Seeungeheuer gehört unter die Ordnung der Säugethiere mit kurzen Schwimmfüßen (Palmata). In dieser Ordnung entdecken wir zwo Familien, deren Eine deutliche, durch eine Schwimmhaut untereinander verbundne Zehen hat, und in süßen Wassern wohnt, die andere aber mit plumpen Füßen und undeutlichen Zehen, oder vielmehr Krallen versehen ist, und im Meere lebt. An allen ihren Eigenschaften sieht man deutlich, daß sie

die

Tab. XXX.

59

60

die wahren Amphibien unter den Säugethieren sind, und daß ihnen der Schöpfer Erde und Wasser zum Wohnplatz angewiesen habe. So entdeckte, um nur Eins anzuführen, Blumenbach an einem Seehundsauge eine äußerst merkwürdige und wundervolle Einrichtung, vermöge deren das Thier den Durchmesser desselben willkürlich verändern kann, je nachdem es durch ein dünneres oder dichteres Medium, Luft oder Wasser, zu sehen genöthiget ist.

Der **glatte Seelöwe** ist auf der südlichen Hälfte unsrer Weltkugel zu Hause, der zottichte hingegen wohnt an den östlichen Küsten von Kamtschatka und den westlichen des ganzen Amerika. Jener ist etwas kleiner und von dunklerer Farbe als der zottichte, der einen Löwen ähnlichen **Kopf** mit einer Mähne hat. Den **Kamm**, den das glatte Seelöwenmännchen auf dem Kopfe hat, bläst es auf, wenn es wüthend ist, oder sich neugierig umsieht. Ihre **Haut** ist einen Zoll dick und nicht mit Schuppen, sondern mit kurzen Haaren bedeckt. Der Schwanz und die **Floßfedern** aber sind schwärzlich. Diese letztern sind an den Füßen, die mit plumpen **Zehen** und **Krallen** versehen sind. Der

Kopf ist groß und hat fürchterliche **Augen** und kleine Ohren. In dem **Rachen** hat er gewaltige Hundszähne. Die 50 Pfund schwere **Zunge** ist einem Klumpen Fett ähnlich. Eine so dicke **Fettigkeit** umgibt dieses Thier, daß man allenthalben einen Schuh tief stechen muß, um das Fleisch zu erreichen, und es ist so **vollblütig**, daß bey einer tiefen Verwundung das Blut, wie ein Springbrunnen, emporsprudelt. Es bringt die eine Hälfte des Jahres beständig im Meere, die andre beständig auf dem Lande zu. In jenem lebt es von Fischen und Seethieren; auf diesem von Gras und Kräutern.

Der **Seelöwe** ist der Vielweiberey ergeben. Admiral Anson sah einmal Einen, dem seine Matrosen den Namen Bassa gaben, weil er beständig ein ganzes Harem von Weibchen mit sich führte, zu denen kein anderes Männchen sich nahen durfte. Diesen Vorzug hatte er aber nur einem narbenvollen Rücken und den blutigsten Kämpfen zu danken. Im Sommer werfen die etwas kleinern **Weibchen**, deren Farbe gelb ist, Ein Junges am Lande. Sie **säugen** sie zwar sorgfältig, sollen aber doch so kalte, sorglose Mütter seyn, daß sie nicht nur sie oft ans

Faul=

Faulheit erdrücken, sondern wie Steller selbst gesehen haben will, mit der größten Gleichgültigkeit es mit ansehen, daß man ihre Jungen umbringt, zerstückelt und ihnen die Eingeweide vorwirft. Ansons Matrose erfuhr das freilich nicht. Denn in dem Augenblicke, als er ein Junges erwürgte, spaltete ihm die Mutter desselben den Kopf.

Wenn die Seelöwen am Lande sind, so schlafen sie sehr feste. Immer hält ein Männchen Wache, und erweckt die andern, so bald eine Gefahr sich nähert, mit einem fürchterlichen Schrey, der bald ein abscheuliches Grunzen, bald ein helles Wiehern ist. Werden sie schnell erweckt, so erschrecken sie so sehr, daß sie, unter tiefen Seufzern, dem Wasser zueilen, wobey sie einmal über das andre niederfallen. Werden sie von Menschen in die Enge getrieben, so knirschen sie mit den Zähnen, und schnauben und brüllen fürchterlich. Nicht selten werfen sie ein Boot voll Menschen um. Um sich nicht zu sehr einer Lebensgefahr auszusetzen, wählt man meistens die Zeit ihres Schlafs, sie zu tödten. Der Kühnste schleicht mit einem Spieße zum Thiere hin, an dem ein Riemen, aus der Haut dieses Thieres, befestiget ist. In eben

dem Augenblicke winden andre den Riemen um einen Pfahl, damit das Thier nicht entwische. Oder man schießt von einem Felsen mit vergifteten Pfeilen nach demselben. So stark und grimmig auch die Seelöwen sind, so werden sie doch ungereizt den Menschen nichts zu Leide thun, sondern sich allmälich an ihn gewöhnen. Steller wohnte einmal acht Tage unter Seelöwen. Neugierig sahen sie dem Feuer zu, an dem er sich wärmte, und betrachteten alle seine Bewegungen sehr genau. Vor ihren Augen durfte er ihre Jungen abschlachten. In seiner Gegenwart vermischten sie sich und kämpften. Hier sah er Einen, dem ein Andrer sein Weibchen abwendig machen wollte, drey Tage lang unabläßig kämpfen, und mehr als hundert Wunden bekommen.

So vortrefflich die Zunge und die Gallerte der Vorderfüße schmeckt, so sollen sie doch von denen um die Magellanische Meerenge ungenießbar und gefährlich seyn, weil der Genuß des Giftbaums (*) sie

(*) Hippomane, *Linn.* mancelinier, ein Baum, dessen Saft den Indianern zum Vergiften ihrer Pfeile dient. Der mit den gefährlichen Eigenschaf-

sie tödtlich macht. Die Speise von einem solchen **Seelöwen** soll die fürchterliche Wirkung auf den Menschen haben, daß alle Jahre, unter unaussprechlichen Schmerzen, die ganze Haut abgeht, die sich dann wieder erneuert, um in einem Jahre wieder die nämlichen Qualen zu verursachen. Das Fett der **Seelöwen** ist so zusammenhängend als der Seebären: das von den Jungen soll fast wie Schöpsenfett schmecken. Viele **Seelöwen** erlegt zu haben, wird dem zur großen Ehre angerechnet, der so glücklich war, ob-

---

schaften dieses Baums unbekannte Reisende muß die Ruhe, die er müde im Schatten desselben sucht, mit dem Leben bezahlen. Selbst der von den Blättern herabfallende Thau und Regen wirkt so heftig, als ein Blasenpflaster. Das Gift ist so wirksam, daß der Indianer nur mit abgewandtem Gesichte in den Stamm zu schneiden und den Saft in eine Flasche aufzufassen wagt. Er wächst nur am Meere. Die Vorsehung wollte, daß das Gegengift gleich in der Nähe wäre: und wirklich ist ein Becher Meerwasser das Einzige, was den traurigen Folgen plötzlich Einhalt thut. Valmont de Bomare sah in Brüssel einen vor 140 Jahren damit vergifteten Pfeil. Man machte den Versuch, einen Hund leicht damit zu verwunden. Er starb plötzlich.

obgleich der Gewinn von dieser Jagd eben nicht sehr groß ist. Aus der Haut werden Riemen, Schuhsohlen, ja ganze Schuhe geschnitten. Uebrigens haben sie manches mit dem Seebären gemein; sie kratzen sich mit den Hinterfüßen im Kopfe, sie stehen, schwimmen, gehen und liegen gerade wie der Seebär, von dem wir im zweyten Bändchen unsre verehrtesten Leser zu unterhalten das Vergnügen haben werden.

Ende
des ersten Theils.

obgleich der Gewinn von dieser Jagd eben nicht sehr groß ist. Aus der Haut werden Riemen, Schuhsohlen, ja ganze Schuhe geschnitten. Uebrigens haben sie manches mit dem Seebären gemein; sie kratzen sich mit den Hinterfüßen im Kopfe, sie stehen, schwimmen, gehen und liegen gerade wie der Seebär, von dem wir im zweyten Bändchen unsre verehrtesten

BSB Bayerische StaatsBibliothek
© 2007 digitalfoto-trainer.de

obgleich der Gewinn von dieser Jagd eben nicht sehr groß ist. Aus der Haut werden Riemen, Schuhsohlen, ja ganze Schuhe geschnitten. Uebrigens haben sie manches mit dem Seebären gemein; sie kratzen sich mit den Hinterfüßen im Kopfe, sie stehen, schwimmen, gehen und liegen gerade wie der Seebär, von dem wir im zweyten Bändchen unsre verehrtesten

n:

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wilhelm, Gottlieb Tobias

Unterhaltungen aus der Naturgeschichte

Bd.: [1]

Augsburg 1792

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- S 1814 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb00113222-1
VD18 1547254X-001 - VD18 80144608-001